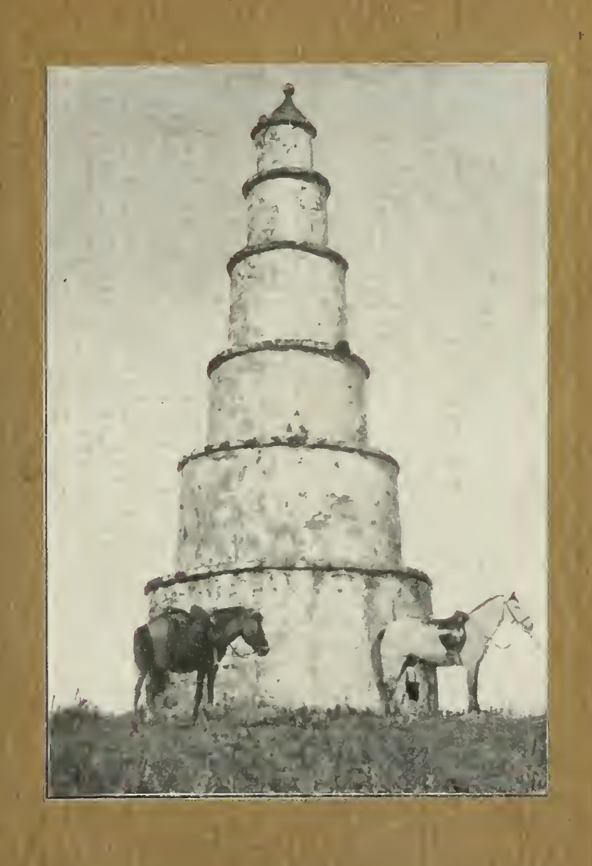


BRUNHUBER — AN HINTERINDIENS RIESENSTRÖMEN





An Hinterindiens Riesenströmen



von

Dr. Robert Brunhuber


ROBERT SIEGER

Dr. Robert Brunhuber



An Hinterindiens Riesenströmen



Dr. Robert Brunhuber

An Hinterindiens Riesenströmen

Mit einem Vorwort von

Sven Hedin

∻ zwei Portraits ∻
30 Abbildungen
und einer
Karte



Berlin = Friedenau
Dr. Franz Ledermann

Vorwort



„Ich gedenke über Bhamo in Oberbirma zum Salween und zum Mekong zu gehen, um dort zu versuchen, die Kenntnis dieser Gebiete, Ströme und Völker soweit zu bereichern, als es meine Kräfte erlauben. Ich ziehe mit keinen bestimmten Ambitionen aus, sondern nur mit dem festen Willen, so viel zu tun, wie meine Kraft zu erreichen vermag. Wie weit sie reicht, wird der Erfolg selbst zeigen .... Nimmt der Leser doch Teil an den Hoffnungen und Enttäuschungen eines Menschen, der gern das Beste seines Könnens opfern will, um auch für sein Teil einen kleinen Stein zum gewaltigen Bau des menschlichen Wissens beizutragen."

Mit Trauer und tiefer Sympathie liest man diese Worte von dem jungen und tüchtigen deutschen Forscher, der jetzt die Zahl der wissenschaftlichen Märtyrer mit seinem Namen bereichert hat.

Dr. Robert Brunhuber hatte sich durch mehrjährige Studien gründlich auf seine Jünnan-Expedition vorbereitet, und die Freunde der Erdkunde hatten mit Recht erwartet, daß er ein großes Stück des Schleiers hätte wegnehmen sollen, der noch große Gebiete von dem mittleren Laufe der indo-chinesischen Flüsse verhüllt. Er kannte die geographische Literatur und die Entdeckungsgeschichte in diesen schwierigen und gefährlichen Gegenden vielleicht besser als sonst jemand unter den lebenden Asia-Forschern. Er

wußte wie eine Expedition ausgerüstet werden sollte. Er verstand, daß das Unternehmen eine fordernde und wichtige Aufgabe sei und daß die Lösung des Problems, sei es auch nur eine verhältnismäßig kurze Strecke den Lauf eines dieser verwickelten Ströme festzustellen, seiner Expedition doch einen Platz unter den großen bahnbrechenden Entdeckungsreisen in Asien zusichern würde. In seinem eigenen Reise-Plan: „Was mich nach Tibet zog", hat er ein Zeugnis hinterlassen, daß er der richtige Mann wäre, um hier großes zu leisten. Dazu hatte er auch Mut und Unternehmungsgeist für seine Aufgabe. Er wußte, daß mehrere Europäer in diesen tief eingeschnittenen Tälern und an den Ufern dieser wilden Ströme von den Eingeborenen ermordet worden waren. Und doch ließ er sich nicht davon abhalten, ihren Spuren zu folgen. Er wollte seine ganze Jugendkraft und sein ganzes Können dafür opfern. Nur der Erfolg selbst würde zeigen, wie weit seine Kraft reichte. Und da kommt die schreckliche Nachricht, daß auch er nicht nur seine Kräfte und Arbeit, sondern sein Leben geopfert hat.

Gegenüber der stillen, feierlichen Majestät des Todes dürfen wir nicht klagen. Es lohnt sich nicht nach den Ursachen eines solchen Ereignisses zu suchen. Tjitambo, der Häuptling in dem Dorf am Bangweolo, wo Livingstone starb, sagte dem Leibdiener Susi des großen Reisenden: „Sei getrost, der Tod kommt oft über die Wandersmänner auf ihren Reisen." Und doch! Gewiß wäre dieser junge Forscher eines besseren Schicksals würdig gewesen. Ich werde beklommen und betrübt, wenn ich höre, daß irgend ein Reisender in meinen Gebieten oder in ihrer Nähe den Eingeborenen zum Opfer gefallen ist. Die Fragen, die ich mir stelle, kann der Leser selbst verstehen!

Es ist ein Glück im Unglück, daß so viele von den sonst unersetzlichen Aufzeichnungen und Tagebüchern Dr. Brunhubers gerettet worden sind. So ist doch seine Reise, die seinen Geliebten so viele Tränen und so tiefe Trauer gekostet hat, nicht vergebens gewesen. Er und sein Reisegefährte haben ihr Leben geopfert für die Forschung und die Wissenschaft. Und die Wissenschaft ist bereichert worden mit neuen Beobachtungen in einem Gebiete, aus welchem jede Mitteilung wertvoll und wichtig ist. Reisenden der Zukunft haben die beiden Deutschen auch einen großen Dienst

geleistet, indem sie gezeigt haben, wie gefahrvoll es ist, in diese Flußlabyrinte sich ohne starke Eskorte hineinzuwagen.

In dem vorliegenden Buche erzählt Dr. Brunhuber über seine Wünsche und Pläne und gibt einen ausgezeichneten Überblick über die moderne Entdeckungsgeschichte in Ost-Tibet. Die geretteten Tagebücher enthalten gerade den wichtigsten Teil des zurückgelegten Weges. Mit Bewegung liest man diese Zeilen des Ermordeten. Durch sein Buch hat er sich ein Denkmal aufgerichtet und in seiner Reisebeschreibung tritt er uns lebendig vor die Augen. Er hat anderen neue Wege gebahnt und wenn einmal die Entdeckungsgeschichten der großen geheimnisvollen Ströme geschrieben werden, wird sein Name immer unter den ersten genannt werden müssen. So hat er nicht nur der Wissenschaft gedient, sondern auch sein großes Vaterland geehrt.

Ich bin überzeugt, daß er selbst in den Herzen des deutschen Publikums einen Raum finden wird.

Stockholm, 23. Nov. 1911.

Sven Hedin.



Was mich nach Tibet zog



Dr. Robert Brunhuber
geboren 31. August 1878

Unter den kontinentalen Forschungen stehen in der Gegenwart zweifellos diejenigen in Zentralasien im Vordergrund des allgemeinen wie des wissenschaftlichen Interesses.

Noch immer gehören Teile des zentralen Asiens wie insbesondere Tibet zu denjenigen Ländern, über die der dichteste Schleier gebreitet ist.

Die Natur selbst setzt sich mit ihren stärksten Waffen den kühnen Versuchen entgegen, und auch die Bewohner suchen die Durchleuchtung der geheimnisvollen Hochebenen Zentralasiens zu verhindern. Aber wie allemal die erhöhte Schwierigkeit erhöhte Kraftleistung herausfordert, so hat diese natürliche wie kriegerische Absperrung den Tatendrang der Europäer nicht abzuschwächen, sie hat im Gegenteil die Männer der Wissenschaft zu unerhörtem Mut, zu namenlosen Entbehrungen, zu staunenerregender Energie anzustacheln vermocht. Problem auf Problem ist so im Laufe der letzten dreißig bis vierzig Jahre systematisch gelöst worden.

Infolge der Natur des Landes und des mehr oder weniger kriegerischen, zum mindesten gewagten Charakters aller dieser Reisen konnten die Forscher nicht so systematisch vorgehen, wie es bei einem derartig komplizierten Landesaufbau notwendig gewesen wäre. Man mußte sich vielfach auf Zufallsresultate beschränken, bestenfalls aber gelang es, die jedesmalige Reiseroute wissen-

schaftlich festzulegen und auszubeuten. So gut und genau einzelne Wegstrecken dadurch bekannt wurden, so schwer war die Arbeit, allmählich ein Gesamtbild aus den einzelnen Skizzen zu gewinnen. Starke Widersprüche traten dabei zwischen den einzelnen Angaben auf, ein und dieselbe Route wurde bei der Unwegsamkeit des Gebietes mehrmals begangen, während andere Strecken gänzlich im Dunkel blieben. Aus diesen Gründen ist unsere Kenntnis Tibets heute von der Art, daß wir uns ein ziemlich gutes geographisches Bild des Ganzen machen können, zumal in seinem besonderen Charakter gegenüber den andern zentralasiatischen Gebietsteilen, daß wir von einigen Strecken und Gegenden sehr genaue, oft minutiöse Kunde haben, daß dagegen andere Teile, und darunter gerade die wichtigsten und eigenartigsten, noch in Dunkel gehüllt sind.

Der zentrale Süden Tibets von der Himalayagrenze an ist mit Einschluß von Lhasa recht gut, zum Teil sehr genau erforscht. Die Engländer haben naturgemäß hier die meisten Aufgaben erledigt, da sie aus staatspolitischen Gründen zu geographischen Rekognoszierungen gezwungen waren. Zu diesen Zwecken bedienten sie sich bei der Abgeschlossenheit des Gebietes gegen Europäer zahlreicher dafür angelernter Eingeborener, „Punditen" genannt, die zum Teil außerordentlich interessante geographische Entdeckungen machten.

In ähnlicher Weise drangen von Norden her die russischen Forscher in Zentralasien ein, Pioniere des russischen Imperialismus, zugleich aber Pioniere der Wissenschaft. Prjewalski ist hier an erster Stelle zu nennen, neben Sven Hedin, der unermüdlichste und zugleich erfolgreichste Tibetforscher. Mit großer Umsicht und systematischer Arbeit ging ersterer bei seinen vier großen Streifzügen von 1870 bis 1885 vor, wobei er allerdings sich fast ausschließlich im nördlichen Teile Tibets bewegte. Was bei Prjewalskis Forschungen oft ein Problem bleiben mußte, dem ist in denselben Teilen Sven Hedin mit einer Genauigkeit und wissenschaftlichen Kleinarbeit zu Leibe gegangen, daß dort, wo der berühmte Schwede einmal wissenschaftlich gegrast hat, für Nachkommende nicht mehr viel grüne Halme stehen geblieben sind. Die Reisen Hedins, der stets vom Nord-

w e st e n aus in Tibet Einlaß heischte und von Reise zu Reise immer südlicher bis zum Himalaya drang, sind der Gegenwart bekannt, auch sein Versuch, in Lhasa als Burjäte verkleidet einzudringen, der allerdings an der Wachsamkeit der lamaistischen Kontrolle scheiterte.

Wissenschaftlich hat diese Durchquerung Tibets von Norden nach Süden in der Richtung auf Lhasa keine so grundlegende Bedeutung, weil sie schon vorher von den Franzosen Bonvalot und Prince Henry d'Orleans im Jahre 1890 zum größten Erstaunen der Welt, fast wie ein Glückszufall, ausgeführt worden war. Lhasa selbst aber ist durch die abenteuerliche Missionsreise der französischen Pater Huc und Gabet in den Jahren 1844 bis 1846 und durch den Aufenthalt mehrerer Punditen äußerst genau bekannt geworden, deren Nachrichten die Engländer in letzter Zeit durch Younghusbands Kriegszug vermehrt haben. In dem westlichen Teile Tibets, dort wo die Grenze zum Pamir steigt, und wo die großen Gebirgsketten des Himalaya, Kwenlun und Tienschan, sich zu einem wilden Gebirgschaos auftürmen, über das der Karakorum hinauszuragen strebt, mag es gewiß noch manche Einzelfrage zu lösen geben: große Probleme sind dort jedoch wohl kaum offen geblieben.

Das eigentliche Forschungsgebiet hat sich vielmehr nach dem O st e n Tibets verschoben. Hier sind die Natur, wie die Menschen jedem Vorstoß gleich feindlich gesinnt. Mag das zentrale Hochplateau von heftigeren Winterstürmen heimgesucht sein, mag im Sommer das nasse Element den waghalsigen Eindringling in die Tiefe der Moräste zu ewigem Stillschweigen zu ziehen suchen, hier im Osten stemmen den Forschern die Gebirgstitanen als schauerliche Waffen ihre zerhackten eisigen Bergtürme in unaufhörlicher, monatelanger Folge entgegen, die nur ab und zu zurückweichen, um traurigen Wüsteneien Platz zu machen. Dieser Natur entsprechen die Bewohner dieser Landstriche: jene tibetischen Stämme, zum Beispiel die Ngoloken, die mit Waffengewalt und grausamer hinterhältiger List jedem Fremden den Zutritt zu ihren unwirtlichen, geheimnisvollen Bergklüften wehren. An jeder Zugangsstrecke ruhen hier die Opfer kühnen Forschungsdranges. Es sei nur der Name Dutreuil de Rhins genannt. Nur schritt-

weise ist deshalb an diesen Stellen die geographische Forschung vorwärts gedrungen. Im Nordwesten haben Männer wie Rockhill, Szechenyi und seine Begleiter Loczy und Kreitner, Roborowski, Potanin, Dutreuil de Rhins und Grenard nebst manchem anderen, wichtige neuere Einzeldaten gesammelt. Die beiden deutschen Forscher Filchner und Dr. Tafel reihen sich ihnen würdig an und doch kann man nicht sagen, daß die größeren Probleme dadurch erschöpfend bekannt, geschweige denn gelöst worden sind. Am meisten noch die Frage nach den Quellen und dem Oberlauf des Hoangho oder Matschu, den Filchner in seinen wissenschaftlichen Publikationen und Kartenwerken behandelt hat. Aber schon der Oberlauf des Jangtse, des bekannten chinesischen Hauptstromes, ist noch immer nicht in wünschenswerter Weise einwandfrei festgelegt.

Es kennzeichnet überhaupt die geschilderte Art der von des Geschickes Launen allzu abhängigen Forschungsmethode in Tibet, die sich mit den gelegentlichen Ergebnissen krauser, von Natur und Feindeswillen bedingter Wanderungen zufrieden geben muß, daß gerade die Hydrographie, die Flußsysteme den Kernpunkt aller noch zu lösenden großen geographischen Probleme bildet. Unter den genannten Bedingungen ist es aber ausgeschlossen, ein einzelnes Flußgebiet systematisch in Angriff zu nehmen und auszuarbeiten. Neben dem berührten Jangtseproblem im Nordosten ist es das Brahmaputraproblem im äußersten Südosten. Trotz vieler heldenmütiger Versuche ist es heute noch die lohnende und ruhmbringende Aufgabe der Zukunft festzulegen, wie dieser altberühmte Strom, der nördlich und südlich des Himalaya so bekannt ist, durch den gewaltigsten Gebirgszug der Welt durchbricht. In absoluter Dunkelheit liegt hier noch ein Stück Natur, das an Erhabenheit zweifellos zu den höchsten des Erdballs zählt.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse im Südostwinkel Tibets, wo gleichfalls noch reiche Aufgaben der zukünftigen erdkundlichen Forschung warten.

Die dortige geographische Situation ist in ihren großen Zügen bekannt: vom zentralasiatischen Hochplateau Tibets streicht eine Reihe Gebirgszüge süd- und südostwärts ab, deren Ausläufer in

Birma, Indochina und China ziemlich genau bekannt sind. Ihr Zusammenhang mit der zentralen Gebirgsmasse des Himalaya und des tibetanischen Hochplateaus wartet dagegen noch der geognostischen Fixierung. Diese Gebirgskessel bilden die Wasserscheiden für eine Anzahl von altberühmten Flüssen, die sich in seltsamem Parallelismus in die chinesischen und indochinesischen Niederungen hinabstürzen. Der östliche Strom, der Jangtse, wendet sich in einer scharfen Kniebiegung noch im Hochgebirge der tibetisch-chinesischen Grenzdistrikte aus der Südrichtung nach Osten, um das ganze chinesische Reich zu durchqueren. Die vier anderen dagegen: der Mekong, der Menam, der Salween und der Irawaddi bilden bis zur Mündung in das chinesische Meer, beziehungsweise den Indischen Ozean ein einheitliches Flußsystem von einer einzigartigen Regelmäßigkeit.

So wenig sich die Hoffnungen auf eine Ausnutzung dieser gewaltigen Wasserstrecken zu Verkehrswegen — mit Ausnahme einer großen Strecke des Irawaddi — verwirklicht haben, so bemerkenswert sind diese Stromsysteme für den Geographen. Bilden sie doch Dokumente der Erdentwicklung, die in einer selten kraftvollen Sprache uns aus jüngeren Epochen der geologischen Umgestaltung der Erdoberfläche erzählen. Haben sie doch ihre durch Wasserreichtum und Gefälle gebildeten ungeheuren Naturkräfte dazu benutzt, sich durch jene hochalpinen Grenzgebiete einen Weg zu bahnen, teils in den Tälern selbst, teils quer durch die abstreichenden Gebirgszüge. In verhältnismäßig junger Entwicklungsepoche haben ihre Gewässer im wahren Sinne des Wortes ihre Bahn in das Gebirgsgestein hineingesägt, dergestalt, daß sie entweder die engen Talschluchten zu einem Bett erweiterten oder die entgegen stehenden Bergmassive glatt durchschnitten, um von einem 4000 Meter hohen Hochplateau in die Tiefebene zu gelangen. Man kann sich aus dieser Entstehungsgeschichte den Charakter der genannten Bergströme vorstellen: wie Riesensturzbäche ergießen sie sich in reißender Fahrt schäumend zwischen den Gebirgsstöcken talabwärts, nur selten auf irgend einem Zwischenplateau von ihrem rasenden Laufe ausruhend, um dann mit gesteigerter Gewalt irgendeine Bergkette zu durchsägen, deren Wände so glatt durchschnitten werden, daß

die Ufer der großen Ströme hunderte Meter vollständig senkrecht zum Himmel ragen, wo kein Pfad, kein Felsenvorsprung die Annäherung des kühnen Forschers erlaubt.

Bis zu gewissen Breitenhöhen hat man die genannten Ströme einwandfrei kartographisch festgelegt. Von Süden sind die Reisenden an ihnen aufwärts gezogen. In neuerer Zeit haben dann Forscher wie Prjewalski, Bower, Bonvalot, Dutreuil de Rhins u. a. in weit abgelegenen kleinen Gebirgsströmen im Südosten des tibetanischen Hochlandes die Quellflüsse der drei Riesenströme: Mekong, Salween, Irawaddi identifizieren zu können vermeint. Abgesehen von der großen Zahl der kleinen Gebirgswässer, deren Charakter als Haupt- oder Nebenader nicht zu bestimmen ist, sind die Schlüsse aber oft mehr als kühn, es sind manchmal lediglich Kombinationen, zu denen die Forscher durch das Ruhmvolle der Entdeckung dieser Quellgebiete nur umsomehr angereizt wurden. Zu einem bündigen Beweis fehlen eben die notwendigen Zwischenstrecken. Einheitlich aufgenommen ist keiner der drei Flüsse in seinem ganzen Oberlauf.

So entstand das sogenannte Mekong-, das Salween- und das Irawaddiproblem, das ist die heißumstrittene Frage nach dem eigentlichen Quellgebiet dieser Ströme.

Um das Irawaddiproblem kämpfen die Gelehrten schon seit Jahrzehnten ohne sicheres Ergebnis.

Das Salweenproblem ist noch am weitesten zurück, da der Lauf dieses Flusses schon vom Wendekreis des Krebses nördlich auf mehrere Hundert Kilometer unbekannt wird, wenn es auch Desgodins und einem indischen Punditen gelungen ist, ihn an einigen Stellen zu überqueren.

Zwei kleinere Gebirgsflüsse, den Dzachu und den Barchu, die wiederum aus mehreren Bächen zusammenfließen, hält man ziemlich allgemein für die Quellströme des Mekong. Aber deren Flußsystem selbst ist noch immer in Dunkel gehüllt. Dazu kommt gerade beim Mekong, daß das Problem dieses gewaltigsten der hinterindischen Ströme noch so lange als ungelöst zu betrachten ist, wie der Mittellauf des Flusses große unbekannte Lücken aufweist. Dort wo die Natur den Strom seine Erosionsarbeit in dem tibetisch-jünnanesischen Hochgebirge verrichten läßt, da muß

auch heute noch die Kartographie mit Kombinationen die mangelnde positive Kenntnis ersetzen. Wohl sind wenige Forscher wie Cooper 1868 und Prinz Henri d'Orleans 1895 längere Strecken am Mittellauf des Mekong entlang gezogen, wohl führt die bekannte und häufig aufgenommene Route von Tali nach Bhamo über den Mekong, aber nördlich und südlich von diesen Erforschungen liegen Strecken, die noch kein Europäer geschaut, geschweige denn beschrieben hat. Es sind vermutlich die Stellen, die wegen der Wildheit und Großartigkeit der Natur am unzugänglichsten sind.

Dazu kommt, daß auch die Rassen- und Völkerprobleme von einer seltenen Eigenart und Mannigfaltigkeit sind. Sitzen doch in diesen Berghorsten Völkerschaften, die wir vielfach kaum dem Namen nach aus chinesischen Quellen kennen. Kleine, unabhängige Bergstämme, die wahrscheinlich einmal die Ureinwohner des alten China waren, dann in die Hochgebirge zurückgedrängt wurden, und hier in primitivster Weise in vollständiger Isoliertheit ihr wildes Dasein fristen, teils selbst Tibetaner, teils den Tibetanern, teils den chinesisch-malayischen Volksschlägen verwandt. Auch der Ethnograph steht vielen von ihnen gegenüber vor dem Unbekannten.

So wenig der Verfasser dieser Zeilen die Kühnheit hat, sich in die Reihe der an den genannten erdkundlichen Problemen arbeitenden Geographen und Forscher einzuschließen, so notwendig mußte doch eine großzügigere Darstellung der wissenschaftlichen Sachlage erscheinen, um das Ziel meiner Reise klar zu machen. Ich gedenke über Bhamo in Oberbirma zum Salween und zum Mekong zu gehen, um dort zu versuchen, die Kenntnis dieser Gebiete, Ströme und Völker soweit zu bereichern, als es meine Kräfte erlauben. Nichts weiter! Ich ziehe mit keinen bestimmten Ambitionen aus, sondern nur mit dem festen Willen, soviel zu tun, wie meine Kraft zu erreichen vermag. Wie weit sie reicht, wird der Erfolg selbst zeigen.

Es kann sich zunächst noch nicht um die Darstellung der wissenschaftlichen Seite der Reise handeln, sondern um Schilderungen der Tatsachenvorgänge einer Forschungsreise in unbekannten tibetanisch-chinesischen Landstrichen. Der Leser zieht mit

mir durch ebenso gewaltige, wie seltsame unerforschte Distrikte, lernt mit mir unbekannte Volksstämme kennen, ihre Freundschaft und ihre Feindschaft gegen den Versuch der friedlichen Eroberung ihrer abgelegenen heimatlichen Berge. Werden wir doch gemeinsam versuchen, in die dunklen Abgründe der Stromschnellen vorzudringen, und die Katarakte der Bergstürze zu überwinden, nimmt der Leser doch teil an den Hoffnungen und Enttäuschungen eines Menschen, der gern das Beste seines Könnens opfern will, um auch für sein Teil einen kleinen Stein zum gewaltigen Bau des menschlichen Wissens beizutragen.

Briefe und Tagebücher



Karl Schmitz
geb 4. Mai 1873

I.

Briefe.*)

Bhamo, Sonntag, 8. November 1908.

.... Nur von diesem Sonntag brauche ich zu plaudern, um Dir ein Bild unserer Lage zu geben. Vorgestern nachmittag kamen wir in Bhamo an, wo der Gouverneur Zimmer im Circuithaus, das heißt dem für umherreisende hohe englische Beamte hergestellten Bungalow, reserviert hatte. Der denkbar beste Aufenthaltsort, große Zimmer, noch wichtiger aber riesige, überdeckte Veranden, auf denen in gewaltigen Haufen die Gepäckstücke aufgestapelt stehen. Nach unserem jetzigen Überschlag für 25 Maultiere. Was wird das noch kosten! Um das Haus eine große Wiese mit Ställen. Schon weiden 5 Maultiere und 4 Pferde darauf, die unser Eigentum sind. Am gestrigen Samstag mußten wir so etwas die Vorarbeiten machen: Gepäckstücke nachsehen, Kücheneinkäufe machen, Erkundigungen einziehen. Durch gräß-

*) Dr. B. betrachtete den Abmarsch von Bhamo im nördlichen Birma — wo auch die Zusammenstellung der Expedition erfolgte — als eigentlichen Beginn der Forschungsreise. Seine Tagebücher von Bhamo bis Tengjueh, 10.—29. November sind nicht erhalten, als Ersatz sind für diese Strecke Auszüge aus den Briefen gehalten.

lichen Regen sind wir sehr aufgehalten. Essen gibt es nicht im Circuithaus, unser indischer Koch mit dem vielsagenden Namen Dressel ist in Funktion getreten und macht seine Sache zu unserer vollen Zufriedenheit.

Heute nun begann der eigentliche Einkauf: Wohl 300 Pferde und Maultiere sind an uns vorübergezogen von den verschiedensten Händlern: Chinesen, Europäern, Shan, Indiern. Da heißt es aufpassen und den anderen so gut düpieren, wie er es bei uns versucht. Ich habe allein 15 Pferde vorgeritten.



Rasthaus in Bhamo

Beim Gouverneur machte ich heute vormittag Besuch, den er heute nachmittag erwiderte. Wir sind überhaupt von der englischen Regierung sehr gut empfohlen. Leider ist das Wetter schlecht und das Photographieren nimmt gar keinen Fortgang. Du kannst Dir denken, daß bei solcher Tätigkeit keine verlorene Minute da ist, und ich bin tatsächlich in Sorge, wie ich die ganzen wissenschaftlichen Arbeiten erledigen soll, da von hier ab die Notizen für mein späteres Buch gesammelt werden müssen.

Von irgend welchem körperlichen Leid sind wir beziehungsweise bin ich bisher gänzlich verschont geblieben, und ich stähle mir den Körper von Tag zu Tag. Wir leben hier riesig gesundheitsmäßig. Morgens 8 Uhr gibt es nach zweistündiger Arbeit Kakao und eine gewaltige Schüssel mit Porridge, Quäker Oats und dergleichen. Dazu etwas Brot mit Butter. Mittags gibts zum Tiffin, Soupe und eine Schüssel Curry mit Reis, an den ich mich außerordentlich gewöhnt habe und den wir jeden Mittag in Riesenmengen (etwa 2 gestrichene Suppenteller voll) verschlingen. Darnach etwas Obst. Abends 8 Uhr läßt der Koch seine Künste



Einkauf der Pferde

spielen: er muß pro Tag mit 1 Rupie pro Europäer und 4 Annas = 30 Pfennig für jeden Eingeborenen haushalten. Für unsere Rupie = 1,30 Mark erhalten wir abends (neben den beiden ersten Mahlzeiten, zu denen wir allerdings die europäischen Zutaten stellen) Suppe, Fleisch, Fisch, Geflügel und Nachtisch. Alles echt indisch und in primitiver Weise serviert. Aber das mundet wie ein Götterschmaus und auch die zwei kalten Bäder täglich tragen zum Appetit bei. Dies freie ungebundene Naturleben bekommt geistig wie körperlich. Also um mich brauchst Du Dich in dieser Hinsicht nicht zu bangen. Ich sehne mich förmlich danach, einige Strapazen mitzumachen.

Bhamo, 10. November 1908.

Nun ist ist die Ausrüstung fix und fertig. 12 starke Maultiere haben wir gekauft, 4 kräftige Bergponnys. 10 Maultiere werden gemietet. An Personal haben wir: 1 Deutschen, 1 chinesischen Boy (Hannes), 1 indischen Koch (Dressel), 3 Mafus (chinesische Maultiertreiber). Gepäck steht abgewogen fertig. Noch einen Tag Pflege und Donnerstag, 12. November, früh morgens geht der Marsch los.

Bhamo, 11. November 1908.

Um mich das Chaos. Morgen 6 Uhr früh soll's losgehen. Das besagt genug. Unten werden die Lasten auf Maultiere und Ponys verpackt. Die Tiere müssen noch in letzter Minute alle neu beschlagen werden. Hier oben ist das tollste Durcheinander. Am selben Tisch, wo ich schreibe, näht C. Schmitz mir gerade einen Riemen für die lederne Reitpeitsche. Unter diese beißenden und schlagenden Beester kann man nur als Dompteur gehen. Wir sahen toll genug aus. Wir haben die Haare uns gegenseitig ganz glatt abgeschnitten, dazu 1 Zentimenter lange Bartstoppeln im edlen Antlitz.

Das Reiten geht famos. Heute morgen um 7 Uhr waren wir 2 Stunden mitten durch die Dschungeln geritten, das will bei solch störrischen Tieren schon was heißen. Heute nachmittag mußten die beiden anderen Pferde trainiert werden. Dazu tauchen immer neue Bedürfnisse auf: einmal müssen 150 Hufeisen gekauft werden, dazu 20 Sweater für die Mannschaft, dann neue Sattelzeuge usw. Das ist ein ewiges Durcheinanderpoltern. Aber wir kommen weiter, da die Leute sehr fleißig sind. Dazu kommt die unglaublich zeitraubende Arbeit des Photographierens, des Entwickelns, Platteneinlegens usw. Wenn Du nun denkst, daß ich andauernd schriftliche Arbeiten machen muß, so ist das Tagewerk kein leichtes. Aber ich tue es gern, denn ich bin gesund und kräftig.

Glücklicherweise ist heute nach schweren, schweren Regentagen endlich die Sonne durchgebrochen. Das erleichtert die ganze Arbeit und trocknet hoffentlich tüchtig die durchweichten Wege.

Tengyueh, 23. November 1908.
(Provinz Jünnan, China).

Ein Marsch von 11 Tagen liegt hinter uns. Fast wird ein Monat vergangen sein, seit mein letzter Brief aus Bhamo Dich erreichte. 11 herrlich schöne Tage freien Lebens liegen hinter uns. Als halbzivilisierte Europäer zogen wir in stattlicher Karawane aus Bhamo, in völlig desorganisierter Marschordnung, aber gesund, gekräftigt und bereichert, sind wir gestern, Sonntag abend, in Tengyueh eingetroffen, wo wir zur Reparatur und Ergänzung der Expedition etwa vier Tage bleiben müssen. Dann geht's nördlich zum Salween. Soviel ist sicher, wir haben uns derartig gut an das freie Leben gewöhnt, wir haben die Anstrengungen mit einer solchen Leichtigkeit ertragen, wir sind so vorzüglich equipiert, daß an irgendeine Gefahr bei der Vorsicht, wie wir sie beobachten wollen, nicht zu denken ist. Inzwischen sind wir komplette Wildostjäger geworden. Im denkbar kräftigsten und einfachsten Anzug, dickem Schlapphut, im Gurt Messer und Revolver, auf dem Rücken die Büchse, die Ärmel hochgestreift, so daß die Hautfetzen am Arm hängen, das Gesicht ein wildes Gemisch von Barthaaren, Dreck, Sonnenbrand, knallroter Nase.

In Bhamo setzte der Marsch ganz gemütlich an. Erst um Mittag kam die große Karawane los, und ein Marsch von fünfzehn Kilometern wurde von Schmitz und mir im gestreckten Trabe hinter uns gebracht. Ein englisch-birmesischer Bungalow beherbergte uns vorzüglich auf unseren Feldbetten. Am nächsten Tage bekamen wir keinen geringen Schrecken, als noch um 7 Uhr — 6 Uhr wird präzis aufgestanden, früher ist absolute Dunkelheit, ebenso wie abends nach 6 Uhr — die Tiere nicht zur Stelle sind, die sich im Dschungel verlaufen haben. Wir haben uns inzwischen an solche Kleinigkeiten gewöhnen müssen, das passiert alle Augenblicke, aber jedesmal werden sie selbst im dicksten Gestrüpp und auf zwei bis drei Kilometer Entfernung von diesen Maultierkulis wieder aufgetrieben. -- Schon am zweiten Tage geht's aus der Ebene ins Gebirge. Alles ist von herrlichstem, gewaltigem Tropenurwald bedeckt. Die Wege werden schlechter und schlechter, aber romantischer und romantischer. Was diese Maultiere und Ponys klettern, ist ganz unglaublich. Da kann man

gelesen haben, was man will, die Wirklichkeit übertrifft alles. An schwindelnden Abhängen ziehen sie mit ihrer anderthalb Zentner schweren Last auf fußbreitem Pfad oder klettern die treppenartig angelegten Bergwege über einen halben Meter hohe Quadern.

Auch in der zweiten Nacht kampierten wir in einem prächtig im Gebirge gelegenen Regierungsbungalow gleich einer Alpensennhütte. Ich schoß drei Tauben zur Mahlzeit und bin seitdem bemüht, die Küche mit Wildbret zu versorgen. Leider war es in



Auf dem Marsche

den letzten Tagen unmöglich, da mein Drilling hier repariert werden muß. Die letzten Tage wimmelte es von Wildgänsen, Enten, Kranichen, Geiern um uns, auch einen Bock und zwei Riesentukane sah ich, aber unmöglich zu schießen, da die andere Drillingflinte mit dem zweiten Teil der Karawane zurückgeblieben war. So mußten wir leider schon stark die mitgenommenen Speisen angreifen, trotzdem wir Geflügel und Eier meistens einzukaufen in der Lage waren. Aber zwei so hungrige Jägermagen, dazu noch der mitgenommene Deutsche, verlangen bei den drei Tagesmahl-

zeiten einen unglaublichen Vorrat. Mit Tee stehen wir auf. Eine Stunde später Oatmeal mit Kakao und Brot, auch etwas kaltes Fleisch, wenn es da ist. Dann zwischen 11 und 1 Uhr Tiffin, bestehend regelmäßig aus Curry und Reis, eine Nahrung, die man in Europa oder auch auf Dampfern überhaupt nicht schätzen lernt, die aber auf solchen Reisen das Allerrichtigste und Bestschmeckendste ist, was überhaupt existiert. Es ist die „pièce de résistance“. Abends gibt es dann Geflügel, Erbsensuppe en gros und was sonst vorhanden. Wir haben an einem Tage, außer dem Reis, der Erbsensuppe und sonstigen Zutaten drei Hühner und zwei Enten verschlungen. Am dritten Reisetage ging's wieder durch wundervolle tropische Bergwälder, überall durchzogen von wilden Felsbächen.

Am Abend erreichten wir den letzten englischen Bungalow nicht mehr, es wurde dunkel, die Karawane kam in ihrem zweiten Teil nicht nach, und so mußten wir auf einer Waldlichtung mitten in wildesten Dschungeln ohne Zelt und Feldbetten abkochen und auf dem Boden kampieren Es ist uns vorzüglich bekommen. Am anderen Morgen kam der zweite Teil nach. Da einige Tiere fehlten, mußten wir notgedrungen, aber nicht unwillkommen, einen Sonntag feiern, schlugen zum ersten Male das wirklich prachtvoll und nützlich eingerichtete Zelt auf und ergaben uns ganz dem Zauber des freien, gemütlichen Zeltlebens. Den Tag über ging ich mit einem wilden Katschinjäger auf Wildsäue in die Berge, jedoch ohne Erfolg.

Nachdem wir am Montag die birmesisch-chinesische Grenze überschritten, lagerten wir mehrere Nächte in unserem famosen Zelt. Dann wurde es nach den berühmten und früher berüchtigten Katschinbergen und nachdem auch die Schanwilden seltener geworden, chinesischer und chinesischer. Wir durchzogen die von Reis strotzende Taipingebene; manches Chinesendorf wurde durchwandert. In einer größeren Stadt Besuch beim Mandarinen. Die letzten drei Tage haben wir nichts mehr von Zelt gesehen. Wir kamen immer so spät abends ins Quartier, daß wir schnell mit irgendeinem schmierigen Chinesenhaus oder Zimmer oder Stall vorlieb nahmen. Wenn die Feldbetten ankamen, war alles allright, aber die drei letzten Tage haben wir in

diesen Ställen einfach im Stroh genächtigt, und dabei stand das Thermometer auf 6 bis 7 Grad Reaumur. Aber das ist für uns gar nichts mehr. Ich selbst empfinde nicht einmal ein Frösteln morgens. Den großartigsten und zugleich anstrengendsten Marsch machten wir gestern, wo wir einen Gebirgskamm von über 2000 Metern überschritten. Auch hier in Tengyueh sind wir etwa 1500 Meter über dem Meere. Ein Europäerhaus oder etwas Ähnliches existiert nicht. Nach einer schauderhaften Nacht über dem Stall,



Zeltlager

wo uns die Ratten glattweg über den Leib liefen, erwarten wir sehnsüchtig unser Zelt, das wir außerhalb der Stadt aufstellen wollen. Die Stadt selbst ist eine tolle Handelsstadt. Ich werde hoffentlich recht schöne Bilder machen. Ein Jammer ist es, wie einige Maultiere aussehen. Trotz aller Schonung haben sie zum Teil faustgroße und mehrere Zentimeter tiefe Druckwunden auf dem Rücken; ein kleiner Apfelschimmel hat sogar die ganze Sattellage wund und eiternd. Ein Glück, daß das jetzt auf der Weide ausheilen kann.

Im Kontrast zu diesen Tieren — die große Mehrzahl hat sich übrigens tadellos kräftig gehalten — stehen, wie gesagt, wir zwei Führer. Mit Schmitz ist gut auskommen, von kleineren notwendigen Reibungen abgesehen. Er ist sehr tüchtig für die praktischen Dinge, für Tiere und Zelt, Lager flicken usw. Kochen kann er ausgezeichnet. Darin hat er sich bewähren müssen, denn Dressel, unser indischer Koch, hatte sich in den letzten drei Tagen in den Bergen verirrt und kam erst gestern abend in Tengyueh unter Leitung eines Bergbewohners heulend wieder an. Jetzt heißt es für Schmitz und mich in Tengyueh feste arbeiten. Schmitz das Praktische, ich die schriftlichen Arbeiten. Aber alles ist wohlgemut und voll Genugtuung und Stolz über den wohlgelungenen kleinen ersten Streich.

Nun heißt es für einige Zeit Abschied nehmen. Du weißt, wir gehen den Salween aufwärts, dann den Mekong abwärts, und bei der ersten Telegraphenstation erhältst du Kunde.

II.

Tagebücher.

November 29., 11. Marschtag Tengjueh—Berglager Neumond.

Nach einer Morgenfrische von minus 1½ Grad Celsius kurz vor 7 Uhr leuchtete um 7 Uhr am 29. November 1908 ein herrlicher Sonntag über die Tengjueh umgebenden Bergketten in unser Lager. Es herrschte ein reges Leben, sollte doch nach einer Woche Vorbereitungen der Marsch nordnordöstlich auf den Salweenfluß zu angetreten werden. Vom heutigen Tage ab kamen wir in unbekanntere Gebirgsstrecken Chinas. Zwar verzeichnen noch einige neue Spezialkarten einige 50 Kilometer nördlich von Tengjueh. Aber die Europäer sind an den Fingern abzuzählen, die diese Route zu irgendeinem Kartenvermessungswerk unternommen haben. Sonstige Weiße kommen in diese Teile der Provinz Jünnan nicht hinein. In der Literatur vollends, zumal in der deutschen geographischen und ethnographischen Literatur, sind diese äußersten Gebiete Chinas gen Westen niemals beschrieben

worden. Von jetzt an kam demnach für uns ein hohes wissenschaftliches Forschungsinteresse in Betracht.

An diesem wichtigen Tage gedachten wir natürlich, besonders zeitig aufzubrechen, um die neuen Kräfte der gepflegten ausgeheilten, neu gestärkten Tiere auszunutzen. Aber schon am Sonnabend abend war eins der neugekauften Tiere ausgerückt und in der Nacht nicht wiederzufinden gewesen. Seit dem Morgengrauen hatten wir Leute zum Suchen ausgeschickt, selbst der Mandarin hatte vier Soldaten mit der Maultiersuche beauftragt. Alles vergeblich. Ist vergebliches Warten niemals eine angenehme Beschäftigung, so kann es einen an so entscheidungsvollen Tagen zur Verzweiflung bringen. Allerdings war niemand faul; an solchen Aufbruchstagen gibt es, selbst wenn man alles so gut vorbereitet zu haben glaubt, immer die Hände voll zu tun . . . dort am Tragsattel, hier an der Lastverteilung; dieser Kuli will noch einem Bruder Lebewohl sagen, der andere muß noch schnell ein paar eisenbeschlagene Schuhe kaufen. So vergingen einige Stunden erträglich. Dann wurde es Mittag, und schon stand der Aufbruch in Frage, schon rückten neue Maultiere zum Ankaufen an, für die die Chinesen in unserer Verlegenheit natürlich Liebhaberpreise verlangten, als endlich 3 Uhr nachmittags der vielgesuchte Ausreißer, von einem entfernt wohnenden Reisbauern getrieben, schnaufend eintraf. Trotz der späten Stunde wurde zum Erstaunen der Kulis sofort der Befehl zum Satteln und Beladen gegeben, und um ½5 Uhr verließen wir die schöne gastliche Stadt Tengjueh.

Von Bhamo waren wir mit 26 Maultieren und 4 Ponys abgezogen. Nunmehr hatten wir die Karawane auf 14 Maultiere und 4 Ponys reduziert. Alles irgend Entbehrliche lagerte zum späteren Abholen auf der Zollbank in Tengjueh, und zwei Lasten waren dadurch erledigt, daß wir den in Rangoon angenommenen Deutschen in Tengjueh heimsenden konnten. Aber diese 18 Tiere waren ausprobierte kräftige Kameraden und dazu unser Eigentum, nicht gemietet, so daß wir eine ganz andere Befehlshabergewalt hatten. Dazu kamen außer uns beiden, die wir allewege kräftig mit anfaßten, als Begleitung ein Oberkuli, Headman genannt, und vier Mafus, Maultiertreiber aus Tengjueh. Alles

junge Leute. Des weiteren folgten Hannes, der persönliche Boy, und Dressel, der Koch, auch Mistfink genannt.

Um die Stadtmauern Tengjuehs führte der Marsch. Am Stadttore, das unserem Einzugsweg entgegengesetzt lag, ging der Weg ins Gelände. Auf einem ein bis zwei Meter hohen Damm ist die holperige Pflasterstraße durch die unter Wasser stehenden Reisfelder angelegt. Schon werden einige Felder neu gepflügt. Die Pflugschar arbeitet so tief im Sumpf und Wasser, daß nur ein oberer Balken gleichsam schwimmend herausragt. Den Pflug



Aufbruch von Tengjueh durch das nordöstliche Stadttor

ziehen zwei der ungeschlachten schweren Wasserochsen, nur den Rücken und den ungefügen Kopf außer Wasser. Auf dem Balken des Pfluges steht — die Zügel in der Hand — wie in einem von den Wasserochsen gezogenen Nachen ein junger Chinese, ein Bild, nicht unähnlich einer exzentrischen Karikatur des edlen Ritters Lohengrin.

Nach einem kurzen Marsch von einigen Kilometern schließt sich das breitere Hochtal, durch das wir ziehen, zu einer engen Schlucht zusammen, der Bach stürzt in Kaskaden nieder, und wir

machen einen kurzen, aber außerordentlich jähen Aufstieg. Keuchend arbeiten die Tiere aufwärts. Schon sind einige Lasten abgestürzt, da krachen sausend zwei weitere Lasten von je annähernd 200 Pfund in die Tiefe. Ein schweres Stück Arbeit, ehe wir



Halt am 29. abends 6 Uhr

die Bergkuppe erreichen. Dann blicken wir zurück und sehen die imposante Höhe, die wir in einer halben Stunde erkämpft haben. Hinten stechen die Zinnen Tengjuehs gegen den glühenden Abendhimmel scharf ab. Die dicken Wolken spiegeln in der Ebene ihre

Lichter in den Reiswassern unter uns, die Felder erblicken wir aus der Vogelperspektive. Alles ist in das künstlerisch so wirksame Licht einer düsteren Gewitterabendstimmung getaucht.

Auf schmalem Pfad am Berghang ziehen wir trotz des Sträubens der Kulis weiter. Da aber breiten sich mit unvorhergesehener Schnelligkeit die dunklen Fittiche der Nacht aus. Auf diesem halsbrecherischen Pfad ist es unheimlich in finsterer Nacht Ein Ausgleiten auf den lose liegenden Felsblöcken, und wir stürzen einige hundert Fuß in die Tiefe. Ich eile zu Fuß voraus, um eine Verbreiterung des schmalen Bergpfades als Rastfleck zu erspähen. Auf der anderen Seite des unübersteiglichen Tales leuchtet ein freundlicher Lichtschimmer. Ich tappe in der Dunkelheit weiter. Vorübergehende Chinesen fragen erstaunt nach dem Zweck der nächtlichen Wanderung. Schon will leise Unruhe mich wegen der Tiere beschleichen, da sehe ich eine deutliche Erhellung der Landschaft. Hinter Wolken ist die schmale Sichel des Neumondes hervorgetreten und beleuchtet hell und freundlich diese wilden Bergpartien. Selten habe ich den lieben Gesellen Mond so herzlich begrüßt als in dieser abendlichen Stunde.

Nun konnten wir noch rüstig weiterschreiten. Erst gegen 8 Uhr ward neben einer im Bau begriffenen Hütte Rast gemacht, der fieberkranke Hannes in die Hütte gebettet, wo eine arme Chinesenfamilie ihn für die Nacht auf seinem Strohlager sorgsam pflegte. Der Hausherr war Schmied; wenn je ein Tenorbuffo eine echte Mimefigur darstellen will, soll er zu dem Hausherrn bei Berglager „Neumond" pilgern. Dieser Chinese mit seinen verkrüppelt krummen, durch das Sitzen ungelenken Beinen, seinem umförmlichen, häßlichen Dickkopf, seinen rußigen, verkniffenen Gesichtszügen — diese Gestalt war, wenn sie an ihrem kleinen Holzfeuer Eisen glühte, der Urtypus Mimes, des falschen Zwerges.

Wir selbst verbrachten nach einem wundervollen Spaziergang in der silbergleißenden Gebirgsszenerie eine vortreffliche Nacht; ohne Zelt, bei ein Grad Kälte. Was macht das aus bei dieser Abhärtung! Morgens um 6 Uhr heraus, um 7 Uhr ein kaltes Bad im Freien bei Null Grad, dann gefrühstückt; und ein leichtes poröses Hemd genügt als Bekleidung des Oberkörpers.

November 30. 12. Marschtag, Berglager Neumond—Huikai.

Leider kam der Abmarsch erst nach 10 Uhr zustande, obgleich die Tiere in der Nacht angebunden blieben. Ganz vergebens war die Verzögerung nicht, da ich sie benutzte, um eine schmackhafte Taube und einen Bussard von 1,40 Metern Spannweite zu schießen. Nach der englischen Spezialkarte dachten wir nun einen bedeutenden Bergkamm überklettern zu müssen. Aber wir stiegen hinter dem in Bambusgebüschen eingebetteten Dorfe



Reisfelder

Haikau auf zwar schlechten, aber nur wenig steilen Pfaden aufwärts zu einer Höhe von etwa 2500 Metern, die jedoch über die relative Höhe unseres Marschgeländes von 2000 Metern nur gering aufragte. Auf der Höhe schoß Schmitz aus dem zahlreich vorhandenen Raubvogelwild einen hübschen kleinen Falken. In beträchtlichen Höhen wird hier der Reis gezogen. Während bis Tengjueh nur mit kurzen, am Ende gebogenen Stöcken gedroschen wird, sahen wir hier andere Dreschmethoden. Entweder werden Dreschflegel — nur weit leichtere — benutzt, wobei sich die ganze Familie bis zu Kindern von zehn Jahren beteiligt, oder das Reis-

stroh wird auf dem Rand von riesigen Körben mit drei Meter Durchmesser in Büscheln geklopft, wobei die Paddykörner in den Korb fallen. Sonst ist die Vegetation den Höhen angemessen, kahle Heiden mit Nadelhölzern. Nur ein sonst kahler Baum stand in rosiger Blüte.

Nach kurzem Abstieg war die Spitze der Karawane gegen 3 Uhr schon durch das Dorf Haikau (Huikai) gezogen, als der Headman meldete, daß Hannes, der Boy, so krank sei, daß er an einem Weitermarsch nicht teilnehmen könne. Wir wollten den Kranken einige Tage zur Erholung zurücklassen, um ihn in einer Sänfte nachbringen zu lassen, aber der Headman erklärte, er würde unterwegs sicher erschossen und seines Geldes beraubt werden. Ohne uns diesen abenteuerlichen Gründen anzuschließen, beschlossen wir schweren Herzens, schon wieder frühzeitig Halt zu machen. So wurde bei Haikau abgesattelt und Quartier bezogen.

Dez. 1. 13. Marschtag. Huikai—Tschiangtsokai.

In der Nacht, als wir ohne Zelt auf freiem Felde schliefen, kam es uns so vor, als ob die Decken häufiger als sonst abrutschten und einen kühlen Luftzug zuließen. Am anderen Morgen merkten wir bald den Grund; die Landschaft hatte ein weißes Reifkleid angelegt. Hier, wo noch vereinzelt Palmen stehen, sah es seltsam genug aus, als Gras, Baum und Strauch in glitzernder Eisdecke dastanden. Selbst die Maultiere und Ponys hatten zur Feier des 1. Dezember weiße Reifmähnen angelegt. Unser Geschirr und die Aluminiumbecher trugen ein Gewand aus weißem Silbersamt. Um an einem charakteristischen Beispiele ein Bild der Temperaturverhältnisse zu geben, verzeichne ich den Thermometerstand des 1. Dezember genauer. Morgens um 6 Uhr stand es auf 4 Grad Kälte, um 7 Uhr minus 3¾ Grad, um 9 Uhr immer noch 2 Grad unter Null, dann ging die Sonne über dem Berg auf, und in einer halben Stunde, also bis 9,30, stand das Thermometer auf plus 25 Grad und stieg bis 10¼ in der Sonne auf plus 35 Grad. Um 3 Uhr war es in der Sonne 41 Grad heiß, also in neun Stunden ein Temperaturunterschied von 45 Grad. Abends 9 Uhr notierte ich dann wieder einen Thermometerstand von 12 Grad, um 10 Uhr einen von 10 Grad

In dieser Nacht sank das Thermometer nicht wieder auf den Gefrierpunkt.

Hannes, der Boy, befand sich in einem so schlechten Zustand, daß er in einem schnell zusammengezimmerten Tragstuhl weiterbefördert werden mußte. Beim Weitermarsch durch diese Gegenden des entlegensten Chinas fiel uns — anderen Berichten entsprechend — das freundliche Entgegenkommen der Leute auf. Häufig schenkten sie uns bei der Begegnung ihren Gruß, und wenn ich vom Lagerplatz aus unseren in einer Hütte schlafenden Boy besuchte, dann stand gleich die ganze am Feuer



Eingeborene aus West-China

hockende Familie auf, und der Hausherr lud mich zum Sitzen am Ehrenplatz ein. Die Frauen dieser Gegend vertreten einen sehr angenehmen Typus des Chinesenweibes. Sie haben offenere, lebhaftere Augen, aus denen, im Gegensatz zu dem konventionell gebotenen Stumpfsinn der Chinesenfrau, Lebhaftigkeit und gewecktes Interesse hervorleuchtet. Ihr Gesicht ist gesund und fleischig, ohne starke Backenknochenbildung und hat — bei Mongolen eine Seltenheit — hübsche rote Wangen.

Gleichzeitig aber merkte man hier auch deutlich, daß wir in eine von Europäern nicht besuchte Gegend Chinas kamen. Das gab Alarm im Dorfe, wenn wir anrückten. Die reine Zirkus-

gratisvorstellung wurde gegeben. Nicht allein das Kochen und Essen, das Schreiben und Gewehrreinigen, sondern auch das morgendliche Bad wurde vor dicht besetztem Parterre gegeben, und selbst bei den intimsten Funktionen war man vor heimlichen Spähern nicht sicher. Die wohlhabenden Leute mit Seidengewand und langer Pfeife kamen dann oft und verwiesen den Plebs ihre unangebrachte Belästigung. Auf dem Marsch sah man oft die heitersten Bilder, wenn wir Weißen plötzlich vor einem Chinesentrupp auftauchten, dessen jüngere Mitglieder vor Erstaunen die lange Pfeife aus dem Munde fallen ließen.

Höchst merkwürdig und unerklärlich ist die Erscheinung, daß in diesen Gegenden, wo doch die Temperatur nach unserer Berechnung beträchtlich unter Null Grad sinkt, die Wohnhäuser nur aus undichten leichten Bambushütten bestehen, durch deren Geflecht bei Tage die Sonne scheint, des Nachts aber der eisige Wind sausen kann.

Unsere allmählich zur Gewohnheit werdende Aufbruchszeit von 11 Uhr wurde auch in Huikai trotz aller Ermahnungen pünktlich innegehalten. Cholerikern und Sanguinikern, die gern eine Abhärtungskur durchmachen wollen, empfehle ich bestens eine Reise mit chinesischen Kulis und Maultieren. Sie würden eine Hornhaut auf ihren empfindsamen Gemütsnerven ansetzen.

Hinter Huikai stiegen wir in stark koupiertem Terrain aufwärts. Dann bot sich uns vom Höhental ein wunderbarer Blick ins Tal des Shweliflusses. Vor uns läuft sanft abwärts welliges Terrain, in dem starke Fasanenvölker in den spärlich gedeihenden Reisfeldern wohnen. Die Hügel fallen nordwärts ab in ein breites Tal, aus dem hier und da ein Dorf hervorlugt. Linker Hand, also westlich, kleinere Gebirgsketten ohne deutlich erkennbare Strichrichtung. Rechts aber, östlich, erhebt sich hinter einem Vorgebirge ein prachtvoll gezeichneter mäßiger Gebirgskamm, am Fuße und in der Mitte mit grünendem Holz bestanden, in der Höhe rot schimmernde, ausgezackte Felsen, den Dolomiten in Zeichnung und Farbe außerordentlich ähnlich. Es ist die Gebirgskette, die den Shweli vom Salween trennt, also eines der großen Scheidegebirge, in deren Tälern die großen hinterindischen Ströme rauschen. Die trotzigen Felszacken scheinen unüberwindlich,

aber schon morgen soll ihre Eroberung beginnen, um den Weg zum Salween freizubekommen.

Ein kurzer, schauderhafter Abstieg, den glücklicherweise unsere Tiere ohne Beinbruch überwanden, bringt uns von diesem prächtigen Übersichtspunkt zu einem lieblichen Tal, das die Erinnerung an das Ahrtal weckt. Über den Moloho führt eine der dekorativ so wirksamen Kettenbrücken, an beiden Ufern flankiert von Wachthäuschen, wie sie in diesem Teile Chinas üblich sind.

Nach der Karte gedachten wir nun in eine größere Stadt Dschudschi zu gelangen. Ich finde in einem mehr als erbärmlichen Nest von 40 Hütten die Karawane um 1/2 3 Uhr zur Mittagsrast abgesattelt und höre zu meinem Erstaunen, daß dieser Flecken die so imposant vermerkte Stadt Dschudschi ist. Wieder wollen die Mafus die Rast als definitiv betrachten und suchen uns vom Weitermarsch unter den abenteuerlichsten Einwänden abzuhalten; wir kämen dann mit Tagemärschen nicht aus und würden im Gebirge mit Mann und Maus untergehen. Diese Märchen ließen uns selbstverständlich nur schwach erbeben, und wir befahlen mit aller Strenge den Weitermarsch, der allerdings erst um 1/2 6 Uhr des Abends zustande kam. Jetzt ging's mit Nachdruck in die Berge in nordöstlicher Richtung. Auf hochgewölbter Holzbrücke überschritten wir die dunkelgrünen Wasser des Shweli, der zwischen bewaldeten Bergfelsen südlich rauscht. Dann bei aufziehender Nacht unermüdlich aufwärts über scheußlich gepflasterte Pfade. Aber wer achtet des Weges, da vor uns in aller Pracht die Zinnen der Felsengebirge des Shweli-Salween-Scheidegebirges in prächtigstem Bergglühen purpurrot aus der Nacht emporragten. Ein Bild von überwältigender Schönheit.

Die Nomenklatur des gesamten hinterindischen Gebirgssystems liegt noch sehr im argen. Weder das vom Himalaya nach Südosten abstreichende Zentralgebirge, noch die verschiedenen Scheidegebirge haben bis jetzt allgemein eingeführte Namen. Es würde die Übersicht über die Geographie dieser Gebirgsstrecken sehr erleichtern, wenn die Wissenschaft sich auf bestimmte konkrete Bezeichnungen einigte.

Der Halbmond beleuchtete zwischen den Cirruswolken hindurch

eine wildromantische Gebirgsszenerie. Unaufhaltsam drängten wir vorwärts und gelangten in der Tat nach dreistündigem Marsch in unermüdlicher Kletterarbeit nach Tschiangtsokai, dicht am Fuße des Scheidegebirges. Vor dem Dorftor machten wir Halt und trieben die Maultiere gleich in den durch Lasten eingezäunten Kraal. Ein Gang durch das Dorf, das weit bedeutender als Dschudschi ist und eine Korrektur auf der englischen Karte verdiente, zeigte in den Häusern ein bewegtes, fröhliches nächtliches Leben und Treiben. Von unserem Lager — am Feuer Kastanien bratend — genossen wir noch lange das imposante Bild der nunmehr vom Mondschein übergossenen Berge.

Dez. 2. 14. Marschtag, Tschiangtsokai—Linjapo.

Der erste Blick am folgenden Morgen auf die Felsenkämme zeigte uns, daß wir mit unserem nächtlichen Ritt der Schneeregion näher gekommen waren. Die Rillen der Bergspitzen waren schneeweiß. Auch die Luft in dieser bedeutenden Höhe war schneeig kalt, trotzdem das Thermometer auf neun Grad stand. Schwere Schneewolken bedeckten die ganze Berglandschaft und ließen die Sonne nicht hervorkommen, die wir vierzehn Tage blendend am blauen Firmament genossen hatten. Von Tschiangtsokai ging unser Kurs direkt östlich zu den Kämmen des Scheidegebirges, das uns vom Salween trennte. Noch stießen an den Weg kümmerliche Reisfelder, die hinter hohen Dämmen unter metertiefem Wasser lagen. Die Wasserfülle wird hier auch als Kraft benutzt. Dieselben primitiven Mühlen, die die Birmesen durch Menschenkraft zum Reisschälen treten, werden hier durch Wasserkraft getrieben, indem ein großer aus einem Baumstamm ausgehöhlter Löffel solange voll Wasser läuft, bis er umkippt, wobei beim Rückschlag das andere Ende mit einem dicken Pfahl in eine Grube schlägt, in die der ungeschälte Reis geschüttet wird.

Auffallend interessant war die gänzliche Änderung der Vegetation. Zwar konnten wir selbst in diesen hohen Regionen hin und wieder vereinzelte Gewächse tropischer Art, wie Palmen und Bananen beobachten, im großen und ganzen aber näherte sich der Charakter der Flora dem subtropischen, fast möchte

ich sagen deutschen Waldbilde. Laub- und Nadelholz steht durcheinander. Starkes Unterholz hält den kräftigen schwarzen Humusboden feucht, auf dem frischgrüner kleiner Farren, Glockenblumen, Pfefferminzkraut üppig sprießen. In manchem Hohlweg, durch den wir zogen, nickten die feuchten Gräser und Farren wie in einem deutschen Mittelgebirge auf uns nieder. Die ganze Landschaft und Flora war in malerisch wirksamster Herbststimmung. Das gelbe Laub fällt ab, ohne daß das Grün ganz schwindet.

War der jetzt beginnende Aufstieg noch so steil, so war das doch nicht das eigentlich beschwerliche, sondern die Schlechtigkeit der mit großen Felsblöcken belegten Wege. Die Maultiere keuchten, ihre Flanken flogen, alle zehn Schritte blieben sie ermattet stehen, um mit neuer Kraftanstrengung einen neuen Felsabsatz zu gewinnen. Nach dreieinhalbstündigem Klettern, wobei mein Pony mit dem hinteren Huf zwischen zwei Felsblöcken stecken blieb, stürzte und sich die Hüfte verstauchte, erklärte der Karawanenführer, nicht mehr weiter marschieren zu können, da der nächstmögliche Rastplatz zu weit liege, auf dem Bergpfad aber an ein Nächtigen nicht zu denken sei. Schmitz und ich wollen allein mit einem Packtier weiter reisen, aber schließlich ist uns die Unsicherheit doch zu groß, den ganzen Wert, der in unserer Karawane steckt, ohne irgend eine Leitung zurückzulassen. Wieder heißt es warten, nachgeben; man ist eben in solchen Länderstrecken, wo Ersatz nicht zu finden ist, der Sklave seiner eigenen Kulis.

Wir lagern auf dem engen Bergpfad, dicht hinter dem Dorf Linjapo. Der Platz ist auf keiner der Karten verzeichnet. Er liegt etwa vierzehn Kilometer Ostnordost von Tschingtsokai. Die Höhe maß ich mit dem Siedethermometer auf einen Barometerstand von 58,4 cm = (Angabe fehlt). Da es noch früh am Tage ist, benutze ich die Gelegenheit, diese Zeilen niederzuschreiben. Die Temperatur war bei acht Grad schneeig, frisch und ungemütlich. Einen Platz, die Feldbetten aufzuschlagen, gab es auf dem schmalen Bergpfad nicht. Als schließlich nach Sonnenuntergang die Nebel allzu dicht niedersanken, und die Dornenhecken vor Feuchtigkeit troffen, flüchteten wir in die erste beste Chinesenhütte, wo ich gerade meine Tagebuchnotizen beende. Kein Ort, um die Feder zu beflügeln. Ein schmutziges,

enges Loch. Ein qualmender Feuerherd in der Mitte, ein Kerzenstumpf als Beleuchtung. Zwei Chinesen liegen neben uns, die seit zwei Stnnden unausgesetzt eine Opiumpfeife nach der anderen rauchen, wodurch wir den intensiven Opiumgeruch aus nächster Nähe einsaugen müssen. Sonst aber sind es freundliche Quartiergeber. Das sind solche Abende, die man zwischen all dem Schönen mit in Kauf nehmen muß.



Beim Tagebuchaufzeichnen in Linjapo

Dez. 3. 15. Marschtag, Linjapo—Berghütte Schneegrenze.

Welcher Gegensatz! Aus der kümmerlichen, schmutzigen Hütte am andern Morgen ein Blick in strahlende, überwältigende Schönheit. An durchsichtig hellen, grünbewaldeten Berghängen schweift der Blick stundenweit, tageweit tief unten über ein blendend weißes, undurchdringliches Wolkenmeer, hinter dem mächtige, bis dreitausend Meter aufragende Berge und Felszacken in den blauen Äther steigen, die von der aufgehenden Sonne leuchtend rot erglühen. Weit drüben, gen Norden, einige zehn bis fünfzehn Kilometer starren die Firsten des Shweli-Salween-Scheidegebirges schneebedeckt zum Firmament. Durch unsere Reise konnten wir demnach feststellen, daß entgegen den bisherigen Angaben auch auf

diesen südlichen Gebirgszügen Jünnans Schnee fällt. Unsere weiteren Erfahrungen haben diese Beobachtungen bestätigt.

Der opiumrauchende Hausbesitzer war in seiner freundlichen Weise eifrig um uns bemüht. Ich bedauerte, ihm eine unangenehme Viertelstunde bereitet zu haben: Als er in der Morgenfrische von vier Grad mich splitternackt am eiskalten Bergbach waschen sah, fröstelte ihn derart, daß er schleunigst seinen dicken Wattemantel anlegte, ein Körbchen nahm, es mit Asche und glühender Holzkohle füllte und unter sein Hemd steckte. Beim Abschied wollte er für Quartier und Feuerung, selbst für einen Salzblockrest, keine Bezahlung annehmen. Einige leere Zinnbüchsen und ein kleines Taschenmesser belohnten ihn nach seiner Ansicht königlich.

Um $^1/_2$11 Uhr begann die Fortsetzung unseres Marsches zum Kamm des Shweli-Salween-Scheidegebirges. Die Schwierigkeiten setzten schon bei der Ersteigung des vorlagernden Gebirgsrückens, an dessen Abhang L i n j a p o liegt, ein. Zwar dauerte der Aufstieg nur wenig über eine Stunde, aber mein Pony kam kaum an den Böschungen hinauf, und ich mußte hin und wieder auf Händen und Füßen über das Geröll klettern.

Den Paß des Vorgebirges maß ich mit einer Höhe von 55,4. Als ich hier meine besten Thermometer zur Temperaturmessung aufstellte, merkte ich zu unserem größten Schrecken, daß dieses wertvolle Instrument, trotz des guten Etuis, zerbrochen war. Das war ein unersetzlicher Verlust, weil die beiden andern mitgenommenen Thermometer auf den Transport so gelitten hatten, daß sie unbrauchbar waren. (Von hier ab kann ich Temperaturangaben nur nach dem subjektiven Gefühl und nach objektiven Merkmalen, wie Schneemengen und Eisdicke, machen.

Nach der verhältnismäßig unbedeutenden Vorarbeit setzte nun zum Paß des eigentlichen Scheidegebirges, der nur etwa 100 bis 150 Meter unterhalb von zwei Gipfeln hindurchging, eine vierstündige furchtbare Kletterarbeit ein, bei der wir oft zweifelten, ob die Maultiere mit ihren schweren Lasten diese sehr steilen Steigungen bewältigen könnten. Obgleich wir abgesessen waren, hatten wir Mühe genug, die Ponys aufwärts zu treiben. Sie zitterten am ganzen Körper. Ziemlich unvermittelt war der

Charakter der Flora hochgebirgartig geworden; keine Bäume waren mehr zu sehen, stacheliges Strauchwerk, wasserarme Blumen, trockenes Gras, Heide und Moos bildeten die traurige Vegetation. Wir sahen nun, daß, außer den allerhöchsten schroffen Gipfeln, die Bergrücken nicht felsig, sondern in dieser Art bewachsen waren. Auch der von unten beobachtete Schnee war anfangs lediglich weißer, an Gräsern und Zweigen hängender Reif. Kein Wild hielt sich in diesen aus tropischer Umgebung aufragenden eiskalten Regionen auf. Nicht einmal Flugwild, keinen Habicht, keinen Geier bemerkten wir. Ringsum die Stille des Todes.

Immer gewaltiger tauchen hinter keuchend erstiegenen Kämmen neue Felszacken auf, über die wir hinweg müssen. Etwa eine Stunde vor dem Kamm lag in den Ritzen der erste Schnee, während der Reif bis weit unterhalb zu bemerken war. Die erste Schneegrenze hatten wir auf unserer Reise in das asiatische Hochgebirge erreicht. Die eisigen Winde des Hochgebirges umwehen uns plötzlich in unserer leichten Kleidung. Am Bergbach hängen lange Eiszapfen. Die nassen Tiere haben augenblicklich beim Stillstehen weißen Reif über ihrem Fell. Von der Vegetation ist nichts mehr zu erkennen, so dick sind die Pflanzen und Sträucher mit Reif bedeckt. Nach fast fünfstündigem Aufstieg haben wir gegen 4 Uhr den Sattel erreicht. Ich maß ihn am andern Tage auf eine Höhe von 52,1. Die flankierenden Kuppen waren etwa 150—250 Meter höher. Ein prächtiges frohes Bild wartet hier unser. Rückwärts zwischen zwei gewaltigen Felssäulen hindurch sehen wir über unsere steile Marschstraße in die Ebenen und Gebirgszüge, durch die wir die letzten Tage gekommen waren. Doch mit weit größerer Gewalt zieht das Bild vor uns die Blicke auf sich. Dort, wo die Zukunft unseres Unternehmens liegt, über das Tal hinweg streift das Auge ohne Ziel über ein Chaos von Bergrücken, die von dieser Höhe nur wie Termitenhügel erscheinen. Direkt vor uns — wir gebrauchten zum Abstieg zwei lange Tagereisen — ein Tal, in dem ein kleiner Fluß mit blauen Wassern deutlich erkennbar strömt. Das müßte nach den Karten der sehnlichst erwartete Salween sein, einer der Riesenströme Hinterindiens. Aber

das Flüßchen erscheint so unbedeutend, daß wir uns nicht entschließen können, ihn als solchen zu begrüßen.

Auf dem Gebirgssattel erwarten wir die weit zurückgebliebene Karawane. Welch merkwürdiges Vegetationsbild um uns. Die Sträucher und Gräser sind nicht bereift, sondern über und über mit einem weißen Eiskleid bedeckt, das zwei bis vier Zentimeter dick ist. So scheinen wir in einer mit Eisblumen bewachsenen Eislandschaft zu stehen, deren Anblick ebenso seltsam wie durch die darauf scheinende Sonne wunderhübsch ist. Aber die Sonne hatte ihre Kraft verloren. In ihrem blendenden Glanze froren wir trotz unserer Abhärtung in den Winden dieser Höhen derartig, daß wir uns schleunigst aus trockenem Schilfgras ein großes Feuer anzündeten, das uns durch und durch erwärmte. So harrten wir der Maultiere, deren wir sorgenvoll genug gedachten. Auch auf den Koch wartete ich aufmerksam genug, nicht wegen seiner mäßigen kulinarischen Künste, sondern weil er den Höhenmeßapparat trug. Zwischen 5 und 6 Uhr abends kommen in einzelnen kleinen Trupps die keuchenden, fast zusammengebrochenen Tiere an. Manche sind gestürzt oder haben beim steilen Aufstieg hier und da ihre Last verloren, die dann mit unendlichen Mühen wieder aufgeladen werden mußte. Aber nur eins ist nicht mitgekommen. Das stärkste und größte Tier, das mit seiner Last tief abgestürzt und auf seine Kisten gefallen ist. Der Sattel war dabei in Stücke gegangen, das Tier den Bergabhang hinunter durchgebrannt, und der Headkuli war zurückgeblieben, um das Tier zu suchen und die wertvolle Last nachzubringen. Eine böse Nacht für den Chinesen in diesen eisigen Bergen ohne Dach, Fach und Decke. Aber in gewissem Grade trug er nur die Folgen seines Starrsinns, da wir ihn in Linjapo nicht hatten bewegen können, noch einige Li weiter aufwärts ein Lager aufzuschlagen. Nachdem die übrigen Tiere vorübergezogen, wollten auch wir zum nächsten Quartier aufbrechen. Wir waren noch nicht hundert Meter weiter, da sahen wir dicht unter dem Hang eine ausgedehnte Hütte. Vor ihr war wieder eines der Tiere zusammengebrochen, und die Last lag mit gebrochenem Sattel am Boden. Da hatten die Kulis die Parole „Halt" ausgegeben und wir schlossen uns ihr nicht ungern an. So

wurde denn dicht unter diesen höchsten Bergspitzen Quartier in der einsamen Hütte bezogen, in der ein einzelner älterer Chinese hauste. Dieser Punkt führt auf der bekannten Karte den Namen Hsüchshanting (11 000 Fuß). Von den Maultiertreibern wurde mir auch der Name Chaikungtang angegeben, doch glaube ich, daß dies eine Verwechselung mit einem mehr nördlich gelegenen Paß ist. Ich selbst bezeichne dies einzelne Häuschen als Berghütte „Schneegrenze".

Während wir an dem Feuer des chinesischen Bergbewohners uns nach zwölfstündigem Fasten eine kräftige Abendmahlzeit selbst bereiteten, da der Koch wieder einmal unauffindbar war, hörten wir zu unserem Leid, daß für die abgetriebenen hungrigen Tiere weder Gras noch Paddy oder auch nur ein Halm Reisstroh zu haben sei. So mußten die ausgehungerten Geschöpfe ohne Nahrung in ihr kaltes Gehege. Auch unser Nachtquartier war ungemütlich genug; in einer offenen Luke über dem Stall standen die Feldbetten, über die der Bergwind nur so hinwegfegte. Der chinesische Eremit, mit dem zusammen wir an einem hellflackernden Feuer sitzen und abkochen, während die Kulis sich fröstelnd im Stall um ein Feuer lagern, scheint ein frommer Mann zu sein. Andauernd opfert und räuchert er seinen Hausgöttern, die in Gestalt von mehreren scheußlichen Fratzenfiguren sein Gemach bewohnen. Morgens und abends schlägt er zu ihren Ehren einen schrillen Gong und rührt in einem immer schneller werdenden Rhythmus eine dumpfe Holztrommel, deren Schall in diesen Berghalden einen unheimlichen Klang annimmt. Reis und Zutaten stellt er ihnen täglich zweimal nebst den Eßstäbchen in sechs Portionen hin. Ohne viel zu sprechen, interessiert er sich für alles an uns. Schuhe, Kleidung und Gebrauchsgegenstände, er betastet und bestaunt jedes Stück. Nie zuvor hat er einen Europäer gesehen.

4. Dez. 16. Marschtag. Berghütte Schneegrenze—Dschuikai.

Am nächsten Morgen war eine ungefähre Temperaturbestimmung nicht schwer:

Zunächst hatten wir den Körper unter den gewohnten Decken nicht erwärmen können, trotzdem wir bei 4 Grad unter Null in

Huikai trefflich geschlafen hatten. Dann kam die Dicke des Eises in Betracht. Alle Wasserbehälter im Hause waren ausgefroren, selbst die in der warmen Küche stehenden. Draußen aber hingen am Rinnsal des Baches dicke Eiszapfen von 20 und 30 Zentimeter. Die Temperatur hatte zwischen 5 und 7 Grad unter Null betragen. Das Bild vor der Hütte war das eines eiskalten Wintermorgens. Die Reifbezüge der Sträucher waren hartgefroren, und kleine Eiskristalle glitzerten durch die klare Luft. Auf dem Gebirgskamm aber standen zitternd die Tiere und suchten für ihren ausgehungerten Magen unter der Reifkruste nach etwas eßbarem Moos. Aber dort unten im Tal, da grünte und sproßte es, und dieselbe Sonne, die hier oben so wirkungslos herniederschien, sie brachte ins Tal Wärme und Fruchtbarkeit. Obgleich alles zum Weitermarsch lockte, kamen die frierenden Kulis nicht mit ihrer Arbeit von der Stelle. Erst gegen zwölf Uhr ging's abwärts ins Tal. Vorher hatten wir als Hilfskolonnen ein rüstiges Maultier und einen Mafu zurückgeschickt, um den Headman und die abgeworfene Last und womöglich das ausgerissene Maultier wieder zu holen. Schmitz war vorgeritten, um Hannes und eventuell den Koch aufzupürschen. Ich selbst war mit der Karawane auf dem steilen Abstieg ungefähr eine Stunde unterwegs, als mir der Halunke, der Koch, ganz gemütlich mit dem Höhenmeßinstrument entgegenkam. Er hatte sich an der Arbeit auf dem kalten Bergrücken einfach wieder vorbeigedrückt und uns für sich und für sein hohes Gehalt von 40 Reis, arbeiten lassen.

Die Zeiß-Photograph-Camera trug ich schon selbst auf dem Rücken, weil er mit ihr nie an der bestimmten Stelle der Karawane war. Nun hatte er, trotz ausdrücklichen Befehls, die sehr wichtige Höhenmessung vereitelt. Da setzte es denn eine tüchtige Backpfeife. Ich selbst aber mußte den harten Abstieg nun auch aufwärts genießen und kam nach 1½ Stunden keuchend und in Schweiß gebadet wieder auf dem ungastlichen Gipfel an, wo ich die vorher vermerkte Höhe bei einem Barometerstand von 52,1 ablas.*)

Ich könnte hier über die Behandlung von Eingeborenen ein

*) Die Zahl fehlt im Tagebuch.

langes Privatissimum einflechten. Ich selbst bin durchaus Gegner einer systematischen Prügelei oder der Prügelstrafe. Auch gibt es Rassen, bei denen jedes Schlagen von Übel ist, so bei den Chinesen und Japanern. Wer aber Indier kennt, weiß, daß es oftmals ohne eine gehörige Portion gebrannter Holzasche nicht geht. Dressel beispielsweise, dieser Musterkoch, war ohne körperliche Zucht nicht zu halten.[1] Er soff, konnte nicht kochen, war schmutzig, faul, ungehorsam, eine Musterkarte schlechter und schlechtester Eigenschaften. Nur für einige Tage konnte er sich bessern, das waren merkwürdiger



Chinesische Kulis der Expedition

weise die Tage, die immer solchen folgten, an denen hinter dem Zelt oder im Quartier eine klägliche Stimme in kauderwelschem Englisch den Master um sein armes Leben angefleht hatte.

Auf meinem unfreiwilligen Auf- und Abstieg zur Berghütte Schneegrenze konnte ich mit Staunen den regen Verkehr auf diesem abgelegenen Gebirgspfad beobachten. Zwar waren Maultiere selten oder fast gar nicht zu sehen, aber Trägerkarawane folgte auf Trägerkarawane, ärmliche, aber kräftige Gestalten, unter denen besonders die großen schwer beladenen Weiber auffielen. Meist trugen sie Tabak, auch Baumwolle, selbst ge-

schlagenes Holz schleppten sie ins jenseitige Tal. Eine schwere und schlechtgelohnte Arbeit, ein Zeichen für die Armut der Gegend. Wie aufwärts, so führte auch abwärts der Weg mit etwa 30 bis 40 Grad Steigung. Wenn die beim Straßenbau in China üblichen glatten großen Basaltsteine bei allzu starkem Gefälle keinen Halt mehr boten, dann hatte man einfach kilometerlang runde, armdicke Baumäste zu holperigen Treppen nebeneinander geschichtet. Die Ponys und Maultiere lassen sich einfach jedes Mal mehrere Meter hinuntergleiten. Aber schon hier merkt man leicht, daß die Maultiere sicherere und bessere Bergsteiger sind als die Ponys. Nur eine erfreuliche Begegnung machte ich auf diesem einsamen Streifzug; der Karawanenführer, der irgendwo im Berg hatte kampieren müssen, brachte mit dem anderen Kuli und einem gemieteten Maultier unsere beiden Tiere wieder zur Karawane. Wenn auch das abgestürzte Tier das Enfant terrible der Gesellschaft war, da es trotz seiner Größe und Stärke allerhand Unfug trieb, die Lasten abwarf, sich nicht satteln ließ und ähnliche Scherze machte, so waren wir doch froh, das junge kräftige Tier wieder unter unseren vierbeinigen Freunden zu sehen. Der Karawanenführer aber hatte eine gute Lehre für seine Bangbüchsigkeit. Er wollte nicht mit der Karawane in den Bergen übernachten; nun hatte er einsam in diesem rauhen Revier eine Nacht zubringen müssen.

Bis Huangtsinschu, das auf der englischen Karte verzeichnet ist, ging der Marsch lediglich steil abwärts von der höchsten Kuppe. Nach den Karten sollte man glauben, daß das Scheidegebirge sich ohne Unterbrechung wie ein einzelner hoher Bergrücken bis zum Salween absenkt. In Wirklichkeit liegen dazwischen noch eine Reihe Zwischenkämme, die einzeln erklettert und abgestiegen werden müssen, um in das Haupttal zu gelangen. Der Aufstieg zu dem ersten parallel zum Scheidegebirge laufenden Kamm hinter Huangtsinschu ist ebenfalls noch recht steil. Nur unter großen Anstrengungen kamen die Tiere hinüber. Aber schon ist wieder eine kräftige Vegetation vorhanden, die deshalb so eigenartig ist, weil sich die Bäume und Sträucher — wie oben mit Reif — hier durch ein dickes flockiges Moosgewand vor der Nachtkälte zu schützen scheinen. Wild war nirgends zu sehen.

Nach fünfstündigem Marsch bergauf und bergab hatte die Karawane in Dschuikai Halt gemacht, um die auseinandergesprengten Teile zu sammeln. Nach mir trifft auch Hannes in der Sänfte, der Headkuli und ein weiteres auf dem heutigen Marsche verirrtes Tier ein, so daß wir schließlich alle den beschwerlichen Weg über das Shweli-Salween-Scheidegebirge glücklich überstanden hatten. Zwar manche Sättel und Lasten waren dabei in Stücke gegangen, manche Tiere waren wieder schwer gedrückt, Hunger und Kälte hatten sie aushalten müssen, aber hier gab's warme Sonne und viel, viel gutes Futter.

Die ganze Nacht hörten wir ihr Schmatzen an dem süßen Maisrohr. Überall waren auch hier die Leute freundlich. Jede kleine Gabe, eine leere Flasche, eine Konservenbüchse oder eine Zigarette, wurde dankend quittiert. Der Herr des Hauses in Dschuikai, in dem wir Quartier bezogen hatten, bot mir eine Pfeife Tabak aus seiner Tabakdose an. Von jenem strohigen schlechten chinesischen Zeug. Ich überreichte ihm darauf eine Shroot, eine meiner kleinen burmesischen Zigarren. Sofort kam die ganze herumstehende chinesische Gesellschaft mit einer Prise Tabak als zartem Wink, auch eine Zigarre probieren zu dürfen. Anthropologisch und ethnographisch fiel mir hier zuerst die große Veränderung des chinesischen Typus auf. Unter den Männern bemerkte ich nicht selten den Chinesenschlag, den man mit Jünnantypus zu bezeichnen pflegt. Männer mit auffallend finsteren, gebräunten Zügen und ganz dichtem Schnurr- und Knebelbart, hochgezogenen Brauen und einem breiten blauen Turban. Auch Leute mit den bei den Shans gebräuchlichen Umhängetaschen konnte man sehen, ohne ihre Eigenart als Shan genau bestimmen zu können. Der Typus der Frau ist noch ausgeprägter und charakteristischer; sie haben runde, schärfer als bei gewöhnlichen Chinesinnen an Mund und Nase geschnittene Gesichter, gleichen mit ihrem struppigen Haar und dem silberbeschlagenen Kopfputz vielmehr den Kachinfrauen und tragen auch ähnliche mit roten Aufschlägen besetzte Beinkleider und Röcke. Aber selbst die genaueste Nachfrage ergab immer wieder als Antwort, daß es echte Chinesinnen seien. Ist es auch erfreulich zu beobachten, daß sich selbst in der erbärmlichsten Hütte der Chinese als erste Tageshandlung

— das heißt nach der Pfeife — der Sitte entsprechend mit einem nassen warmen Tuche das Gesicht wäscht und mit den Fingern die Zähne putzt, so sind die Leute doch im allgemeinen mehr als erbärmlich und schmierig. Fetzen tragen sie als Kleider, Häuser und Höfe starren vor Schmutz. Die chinesischen Kinder, die sonst so reizend aufgeputzt, mit bunten beweglichen Schmetterlingen behangen und sauber gehalten werden, sind hier nicht zum Anfassen. Dazu tritt bei den Männern jene ungesunde fahle, krankhaft quittengelbe Gesichtsfarbe, die neben dem unstät flackernden Blick sofort den Opiumraucher erkennen läßt.

Wir nächtigten in kaum einer Hütte, wo nicht nach dem allabendlichen Essen zwischen 6 und 7 Uhr sofort die Opiumpfeife in Funktion gesetzt wurde. Trotz dieser Beigabe schliefen wir in einer sauberen noch im Bau begriffenen Bambushütte vorzüglich, von deren Eingang wir am anderen Morgen das rührige Leben und Treiben auf dem Gutshof beobachten konnten. Da waren nicht allein unsere sieben Leute, mit den 18 Tieren an der Arbeit, da gab es genug durchziehendes Volk aus anderen Teilen Chinas, meist verwegen blickende Kerle, die ihr Schwert an der Seite trugen. Überall wandert die chinesische Wasserpfeife von Mund zu Mund. Die Familie des Hausherrn war gut assortiert; mehrere Weiber in dem geschilderten Kachinstil mit reichem Silberschmuck, Großmutter, Kinder und sonstige Verwandte, dazu die Fülle der Nachbarschaft, trieben sich laut sprechend und überall hinschauend und staunend herum. Die Bewohner erklärten, daß hier noch nie ein Europäer durchgekommen sei.

5. Dez. 17. Marschtag, Djuikai—Kantingkai.

Da in der Nacht die beschädigten Sättel wieder hergestellt und neue hinzugekauft waren, konnte sich der Abmarsch um $^1/_2$11 vollziehen. Zunächst ging es wieder mit recht winkligem Gefälle, oft auf den geschilderten Treppen aus Baumstämmen mit Stufen von einem halben Meter abwärts. Nach zweieinhalbstündiger Kletterarbeit kommen wir durch das größere Dorf Datangse, das in einem oberen, wieder mit Reis angebauten Quertal liegt. Dann geht der Marsch über die zum Salween abfallenden kleineren Berge. Jetzt kommt allmählich auch der starke Höhenunterschied seit unserm Abstieg aus

der Berghütte „Schneegrenze" zum Ausdruck. Die Temperatur wird warm, sie kommt uns drückend heiß vor, die Vegetation geht wieder aus ihrem nördlichen Charakter zu tropischen Gewächsen über und endlich sehen wir in Gestalt von zwei Tauben seit mehreren Tagen wieder das erste Wild. Auch zahlreiche bunte Singvögel nisten in den Sträuchern am Wege.

Der von uns ausgegebene Marschbefehl ging strikte dahin: wir rücken bis zum Salween vor. Da gibt's trotz des glühenden



Salweental

Sonnenbrandes kein Halten. Trotzdem die Eisen in dem bergigen Gelände nur so von den Hufen abgetreten werden, unermüdlich geht's Stunde auf Stunde vorwärts. Da nach etwa sechsstündigem heißen Marsch erscheint plötzlich einige Kilometer vor uns im Tal der Salween, einer der Riesenströme Hinterindiens, den wir schon vor der Berghöhe als schmalen blauen Streifen hatten erkennen können, ohne ihn als Salween genau zu identifizieren. Wenn man den Salween um diese Jahreszeit an dieser Stelle sähe, würde man ihm wahrlich nicht den imposanten Bei-

namen eines Riesenstromes geben. Zwischen 70 und 100 Meter ist seine Breite, die allerdings häufig und stark wechselt. Aber man kennt die ungefähre Länge dieses aus dem höchsten peripherischen Tibet kommenden Stromes, die auf 1650 Kilometer geschätzt werden muß. Auch das Ufersystem des Salween läßt den gewaltigen Strom erkennen. Wir haben uns zu seiner Erforschung die Zeit seines größten Tiefstandes gewählt, einmal weil wir zur sogenannten trockenen Zeit ein besseres Klima erwarten, dann auch weil wir hoffen, wenn einmal die Wege aufhören, auf dem trocken liegenden Uferstreifen weitermarschieren zu können. Von Oktober bis März dauert die trockene Zeit. Januar und Februar tritt der Strom in sein tiefstes Rinnsal zurück, dann schwillt er an, bis er in der Regenzeit im Juli, August, September in einem oft mehrere hundert Meter breiten Bett dahinströmt und das ganze Tal mit seinen kostbaren Reiskulturen bewässert. Aber auch jetzt läßt sich an dem Ufersystem die Gewalt des Stromes erkennen. Er durchströmt ein echtes Erosionstal; scharf hat er sich durch diese Gebirge hindurchgeschnitten, deren Hänge von dem Fluß an manchen Stellen senkrecht scharf abrasiert sind. Meist sucht der Strom dicht an einem der beiden Seitengebirge vorbeizuströmen, so daß die bebaubaren Ebenen rechts und links wechseln. Die größten Ebenen aber liegen auf der rechten Seite des Stromes, da er sich dicht an dem Kamme hält, der sein Flußsystem von dem des anderen Riesenstromes Hinterindiens, seinem Zwillingsbruder, dem Mekong, trennt. Seine Wasser sind zur Zeit prächtig blau wie die aus Gletschern kommenden Gebirgsbäche; zur Zeit des Hochwassers haben sie, wie ein Schriftsteller sagt, die Farbe: „café au lait“. Die von Felsen weißen Uferränder sind an beiden Seiten zwanzig, dreißig Meter weit mit dicken Kieselsteinen bedeckt, die gleich den Gletschermoränen durch das Mitnehmen in reißendem Stromwasser glatt abgehobelt sind und oft eine kugelrunde Gestalt haben. Ist das Gelände flach, so dehnt sich dieser helle, kieselbedeckte Uferstreifen auf mehrere hundert Meter aus. Die Höhe des Salweenbettes maß ich bei Kantingkai auf 68,45. Eine herrliche Luft durchweht das Salweental, tagsüber angenehm warm bis etwa + 30° C in der Sonne, abends kühl, 5 bis 10° C, doch ohne Nachtfrost. Als

wir von der kleinen Anhöhe, auf der unsere Karawane hinter dem großen Dorfe Kantingkai abgesattelt hatte, den Blick über das schöne Tal schweifen ließen, den Strom etwa 1½ Kilometer entfernt zu unsern Füßen, da faßte uns, wenn auch kein Gefühl der Genugtuung, so doch der Freude, zunächst so wohlbehalten auf unbekannten Wegen an diesen Punkt gelangt zu sein, von dem aus nun die weitere friedliche Eroberung des in wichtigen Teilen unerforschten Stromes beginnen konnte.

Die Bevölkerung in Kantingkai nahm eine etwas merkwürdige Haltung ein; entweder war sie auffallend, ja zudringlich freundlich,



Einwohner von Katingkai

indem sie uns Speisen oder Gerätschaften bis dicht an uns heran anbot, oder sie sprach laut und lebhaft gestikulierend über das seltene Ereignis, daß „weiße Teufel" hierher gekommen seien. Der Zuzug zum Lager war gewaltig; neugierig gafften Männer und Frauen, unter denen viele Opiumraucher zu erkennen waren. Einige Hetzer standen mit finsterer, frecher Miene schimpfend unter ihnen. Von den Frauen aber hatten einige ganz eigenartige Züge, ich möchte sagen wie aus der Pariser Halbwelt, voller Decadence mit Frisur Cléo de Merode. Infolge der Haltung der Bevölkerung zogen wir — ohne ganz bestimmten Anlaß — es doch vor, von nun an ostentativ den geladenen Revolver bei

uns zu tragen. Jedoch verlief der Aufenthalt in Kantingkai durchaus zufriedenstellend, der Abend brachte sogar ein sehr erfreuliches Ereignis, ein Schweineschlachtfest. Ich hatte auf der Straße ein gutgemästetes kleines Schwein von 60 bis 70 Pfund zu dem exorbitanten Preis von 3 Mark 50 Pfennigen erstanden. Vor unserem Quartier wurde ihm unter Anwesenheit von halb Kantingkai vom Metzger der Garaus gemacht. Statt in der Nacht irgendwie belästigt zu werden, sahen wir wie ein Idyll von der Decke unseres Quartiers friedlich unser treffliches Schwein herabbaumeln, ein guter Trost für den in Aussicht stehenden härteren Weg den Salween aufwärts, auf dem wir also wenigstens die ersten Tage keinen Mangel leiden konnten.

6. Dez. 18. Marschtag, Kantingkai—Chiakai.

Unsere Reise den Salweenstrom aufwärts setzt am 6. Dezember mit einem außerordentlich strammen Marsch ein. In einem Ritt von mehr als 7 Stunden brachten wir etwa dreißig Kilometer hinter uns und gelangten dann von Kantingkai nach dem größeren Dorf Chiakai, das auf keiner der englischen Karten verzeichnet steht, wegen seiner Bedeutung aber unbedingt aufgenommen werden muß. Unserm Plan entsprechend bewegte sich der Marsch fortgesetzt im Salweental, möglichst nahe dem Flußufer. Der Salween fließt auf dieser Strecke durch eine zwei bis drei Kilometer breite Ebene, die in außerordentlicher Fruchtbarkeit mit dem charakteristischen Treppenbau der Reisfelder über und über bedeckt ist. Wie ein riesenhafter gelber Teppich liegt diese Ebene zwischen den hohen Seitengebirgen. Sie erinnert auffallend an die von uns durchzogene Taipingebene, nur sind die Randgebirge gewaltiger; kein träger gelber Fluß schlängelt sich mitten durch, sondern wie ein gurgelnder Wildbach stürzt der Salween sein blaugrünes Wasser dicht unter den Uferbergen zu Tal. Je nach der Gebirgsgliederung liegt die Ebene einmal rechts, einmal links des Stromes. In den gelben Stoppelfeldern wimmelt es förmlich von Gänsen, besonders aber von Kranichen.

Eine Menge von Dörfern liegen in der Ebene zerstreut, meist nur aus 10 bis 20 Hütten bestehend. Aber die Bevölkerung lebt nicht einmal darin, sie haust jetzt zur Erntezeit auf den Feldern

und kampiert nachts in flüchtig errichteten Strohhütten. Das Reisgetreide ist gerade eingebracht, jetzt wird auf den Feldern gedroschen. In den Dörfern wird inzwischen eine lebhafte Reisindustrie unterhalten; in geschickt angelegten, oft 5 bis 10 Hämmer beschäftigenden Wassermühlen wird der braune Pady zum weißen Reis gemahlen. Alles, was man sieht, hängt irgendwie mit dem Reisbau zusammen. Reis ist eben nicht irgendein Produkt, sondern das Produkt des Landes, und die in sonstigen Teilen so gebirgige und arme Provinz Jünnan muß in ihren wenigen fruchtbaren Gebieten mit verdreifachter Kraft das aufbringen, was die anderen Teile zu wenig haben.



Ebene am Salween

Hier unter den Reisbauern sieht man weniger Gesichter, die vom Opiumgenuß angekränkelt sind. Tiefdunkel, bronzefarbig ist die Hautfarbe der jünnanesischen Reisbauern. Auch die Frauen zeigen nicht den in Kantingkai bemerkten Typus der Décadence: unter dem blauen, mit Silberschmuck gezierten hohen Turban schauen gesunde Gesichter mit großen Augen hervor. Oft tragen sie bunte, aus allerlei Farbensätzen zusammengesetzte lange Hosen und eine mit farbigem Stoß besetzte bis zum Knie reichende Jacke.

Als wir mit den abgetriebenen Tieren erst um 6 Uhr in Chiakai einrückten, beschlossen wir, auf einem gutgelegenen Halte-

platz das Zelt für einen Rasttag aufzuschlagen. Wir hatten seit Tengjueh keinen Ruhetag gehabt und 8 schwere Marschtage hinter uns. Da wir in dieser Zeit keine Gelegenheit gehabt, das Zelt zu benutzen, so kosteten wir an diesem Abend mit gehobener Freude die Annehmlichkeit des eigenen wandernden Heimes aus. Abwärts von der Anhöhe, auf der das Zelt mit der Front zum Salween stand, dehnte sich die Terrasse der Reisfelder, begrenzt vom Strom, auf dessen anderem Ufer die gewaltigen Bergmassen zum Himmel ragen. In der Dämmerung



Eingeborene: Karens

erglühen überall kleine Feuerchen, welche die Chinesen als Dankopfer ihren Göttern auf dem Felde anzünden. Dann geht der Mond mit voller Scheibe über den dunklen Berggipfeln auf. Wir löschen das Licht aus und genießen das überwältigend schöne Bild, während dumpf die schäumenden Wasser des Salween zu uns herüberrauschen. Wir fühlen die Unendlichkeit um uns, in uns.

7. Dez. Rasttag Chiakai.

Solch ein zwischen den Marschtagen eingeschobener Rasttag ist kein Ruhetag, eher das Gegenteil. Da gibt's zu flicken und

zu putzen, die Vorräte sind aufzufrischen und die Tiere zu pflegen. Diesen praktischen Teil der Expeditionsarbeit erledigte Schmitz wie immer in geradezu mustergültiger Weise. Er präparierte den von ihm geschossenen prächtigen Kranich, um dessen Fleischteile sich die sänftetragenden Kulis rissen. Dann galt seine Hauptarbeit der Küche, was um so notwendiger war, als unser Koch außer seinem Curry mit Reis — so wertvoll diese täglich genossene Speise ist — rein gar nichts versteht. Das Kantingkaier Schwein wird kunstgerecht in Salz gelegt, ja eine feine Sülze weiß Schmitz für die nächsten Tage zu bereiten. Ich selbst arbeite den ganzen Tag an meinem geographischen Studium. Da sind die vorhandenen ungenauen Karten zu korrigieren und zu ergänzen, da ist die Route festzulegen, geographische Namen sind aus der Bevölkerung herauszuholen, die Tagebücher sind auszufüllen. Bei all dieser Arbeit ist der Abend viel zu schnell da, und auch die Nacht muß zu Hilfe genommen werden. Ich denke immer an eine Ermahnung Bölsches in der „Deutschen Rundschau", daß die Forschungsreisenden sich auch mehr der Beobachtung von Flora und Fauna zuwenden sollten. Ich bin gewiß ein großer Naturfreund und gedachte, die Ermahnung dieses trefflichen Schriftstellers zu befolgen. Es ist unmöglich. Wer halbwegs seine notwendigsten Arbeiten erledigen will, hat keine Viertelstunde Zeit den Tag.

Nur mittags unterbrachen Schmitz und ich unsere Tätigkeit, um eine gründliche Säuberung in den eiskalten Fluten des Salween vorzunehmen, in denen wir allerdings nicht schwimmen konnten, da die reißenden Fluten den Körper an den Felsen bald übel zugerichtet hätten.

Abends ging's an diesem Rasttage zu Chiakai im Vorder- und Hinterhaus, will sagen in unserem Lager und in dem der Kulis lustig her: während wir als Gipfelpunkt aller Delikatessen eine Erbssuppe mit Schweineschnüßchen und Öhrchen verspeisten, tönten vom Lagerfeuer unserer Kulis zu den Klängen eines Saiteninstruments lustige chinesische Weisen. Unsere angeregte Stimmung wurde selbst durch einige Moskitos, die schlimmste Landplage der Tropen und besonders des Salweentales, nicht sonderlich gestört. Nun wanderte gleich die Flasche mit Chinin zur prophylaktischen Verwendung acht Tage auf den Abendtisch.

8. Dez. 19. Marschtag, Chiakai—Lichaba.

Der 8. Dezember, ein für die Reise nicht unwichtiger Tag, brach wieder mit herrlichem Sonnenschein an. Wir mußten uns ganz gefährlichen Gegenden nähern, denn als ich dem Boy einige Taels zum Verwahren in die Tasche geben wollte, weigerte er sich mit allen Zeichen des Entsetzens, sie zu sich zu nehmen, weil er sonst zweifellos auf dem Wege totgeschlagen würde. Sämtliche Kulis stimmten ihm zu.

Zunächst ging es noch durch die geschilderte Reisgegend. Dann traten die Berge näher und näher zusammen; der Raum für Felder wurde immer schmäler, bis endlich die Berge mit ihren Wäldern direkt in den Salween abfielen. Um 1,45 Uhr erreichen wir das Mayinkai, auf den englischen Karten mit Man-yin bezeichnet, ein aus Lehmsteinen gebautes kleines Nest, durch das sich ein Wildbach zum Salween ergießt. Hier (25° 40) hören die offiziellen englischen Karten auf.*)

Nun hören die vergnügten Abwechselungen wie Jagd, Botanisieren auf dem Marsche von selbst auf, da ich zur Wegaufnahme stets genau das Marschtempo der Karawane verfolgen muß. Ich reite oder gehe als Letzter und habe außer dem Notizheft für das Tagebuch und den Spezialkarten den großen Routenkompaß und das Routenaufnahmebuch in der Hand, die Uhr unausgesetzt vor mir am Arm. Aber mit großer Liebe gehe ich daran. Gilt es doch, soweit es in meinen schwachen Kräften liegt, dieses für die Geographie nicht uninteressante Gebiet in einem Landstrich kartographisch zu erschließen, in dem noch kein Deutscher Forschungsarbeiten ausgeführt hat. Die auf den Landkarten häufig noch vorhandene Punktierung des mutmaßlichen Salweenlaufes wird damit der festgezogenen Linie weichen müssen.

Zu den Schwierigkeiten der Itineraraufnahme an sich treten der Kartenzeichnung gerade bei unserer heutigen Route große Hindernisse entgegen. Wir sind im Hochgebirge, überall Berge

---

*) Die Karte Sketch Map geht noch einige dreißig Gradminuten weiter nach Norden, aber ihre Angaben scheinen nur auf Berichten der Eingeborenen zu beruhen, denn die Details sind durchaus ungenau, besonders in den Verzeichnungen der Dörfer.

und Felsen, die jede weitere Übersicht unmöglich machen. Einmal sind wir am Flußufer, dann 100 oder 200 Meter darüber. Keine zehn Schritte führt der Pfad geradeaus, ein ewiges Hin und Her zwischen den Dschungeln und Felsblöcken. Hinter Mayinkai schließt sich das Salweental zu einer regelrechten Enge. Bis auf 100 oder 200 Meter treten die Berghänge zusammen, durch die sich der Strom hindurchgefressen hat. Herrliche Partien durchzieht unser Marsch. Der fast unkenntliche, manchmal sich vollständig



Tiefe Flußstelle des Salween

verlierende Pfad führt dicht am grünblauen Strom entlang. Der Urwald, der seine Äste und Schlingpflanzen bis über das Wasser an senkrechter Uferwand hinüberhängen läßt, sprießt nur so von üppiger Pflanzenpracht. Reiche Blütendolden überall, auf denen sich buntglänzende Singvögel und Schmetterlinge schaukeln. Nur ganz selten vereinzelte Menschen, die urwaldmäßig genug aussehen, aber immer noch ausgesprochen chinesischen Typus zeigen, auch ist den Kulis und ihren Auskunftspersonen nichts von fremden Stämmen, die hier wohnen sollen, bekannt.

Nur ein winziges Bergnest treffen wir auf halbem Wege hinter Mayinkai mit Namen Manshau. Dann wird die Talschlucht immer enger, so daß wir an dem Hang ziemlich klettern müssen. Der Strom ist durchsetzt mit schweren Felsen, aber es gibt auch häufig tiefe Flußstellen, in denen das klare Wasser zu ruhen scheint, in dessen lichter Farbe tief unten dunkle Felsblöcke zu erkennen sind. Wie müssen die Wasser in diesen Schluchten und über diese glattgehobelten Felsen brausen und gurgeln, wenn sich die dreifache Wassermenge zur Regenzeit herabstürzt.



Fähre bei Lichaba

Kurz vor vier Uhr erscheinen auf dem entgegengesetzten Ufer zwei, drei Strohhütten, davor liegt ein primitiver Kahn, das erste Fahrzeug, das wir auf dem Salween sehen. Dann zeigt Hundegebell zu unserer Linken an, daß im Bergwald menschliche Hütten versteckt liegen und auch auf der anderen Seite des Stromes sind wieder vier Strohhütten zu sehen. Diese Hütten zusammen bilden das Dorf Lichaba, bei dem wir heute Halt machen. Eine Unterkunft in diesen elenden Hütten ist natürlich nicht möglich, so werden die Betten auf das offene Zelt gestellt, wo uns in der

Nacht die Moskitos böse zusetzen. Demnach kommen diese Malariaträger auch in ziemlich rauher Winterzeit vor, denn unsere Decken waren am nächsten Morgen stark mit Reif bedeckt.

Dies Lichaba ist das Ärmlichste, was wir bisher getroffen haben. „Fetzen" ist eine Übertreibung für die zerrissenen Lumpen, die diese Leute am Leibe trugen. Die armen Kinder mußten im zarten Alter in der kühlen Morgenluft nackt umherlaufen. Unsere Kulis weigerten sich, ohne Führer weiter zu gehen, da die Gegend zu unbekannt und gefährlich sei. Der gemietete Führer aber blieb glücklicherweise am Morgen aus. Unser Weg konnte ja auch nur durch Landesunkenntnis verzögert, nicht verfehlt werden. Die klare Marschroute ging einfach dahin: so dicht wie möglich am rechten Ufer des Salween aufwärts.

9. Dez. 20. Marschtag, Lichaba—Mambun.

Solch ein Marschbefehl, dessen Ausführung jedem Leser in Europa als etwas Selbstverständliches, ja Einfaches erscheint, ist leichter gegeben als durchgesetzt. Man denkt sich da hübsche flache Ufer, hin und wieder eine Straße, auf der es sich rüstig weiter geht. Wie sieht das in Wirklichkeit hier am Salween so ganz anders aus. Durchziehen wir bewohnte und bebaute Strecken, so müssen wir Reisfelder passieren, über die besten Falles ein kleiner Erdwall in Fußbreite führt, der sich an zahlreichen Stellen in den Sumpffeldern verliert. Dann gilt es, den tiefen, schweren Morast der Reisfelder zu durchwaten, die Terrassen der Feldanlagen zu erklettern, und alle paar Minuten steht man aufgehalten an einem der tiefen Kanäle, die in der Querrichtung die Felder mit Wasser versorgen. Da ist es oft noch leichter, durch die unbebaute Wildnis zu wandern. Auch hier gibt es nur die Karikatur eines Weges, ein Heide- oder Waldfußpfad, den nur ein geübtes Auge in all dem Gestrüpp zu erkennen vermag. Ist der Pfad zwischen zwei Dörfern häufiger betreten, dann zieht es sich durch Dschungel und hohes Schilfgras oft eine viertel- oder halbe Stunde ganz vorzüglich. Man freut sich förmlich, der chinesischen Wegebaukunst mit ihrer schauderhaften Pflasterung entronnen zu sein. Dann aber geht es wieder stundenlang durch völlig unwegsames Gelände. Diese Uferpartien bieten ja dem Künstler und Natur-

liebhaber eine unerschöpfliche Ausbeute herrlicher Landschaftsbilder. Das fortwährende Gegenspiel von Gebirge und Strom gibt reichste Abwechselung. Dazu dieser üppige, wunderbare Urwald, aus dem wir nur heraustreten, um eine Strecke über die Uferfelsen zu klettern oder eine mit prächtigen, zwei bis drei Meter hohen blühenden Gräsern bewachsene Sandsenkung zu durchziehen.

Der Reisende dagegen ist von dem Gelände weniger erbaut. Da merkt man, daß dies Land auch für die eingeborenen Chinesen als Wildnis gilt. Die Pfade sind derartig überwachsen, daß man daran erkennen kann, daß ein eigentlicher Verkehr hier nicht mehr vorhanden ist. Hin und wieder verschwindet er an einem schwer passierbaren Querbach völlig, man zieht nach den Mühen des Überganges weiter und ist glücklich, nachher wieder die Spuren eines Waldpfades zu finden. Nicht allein von unten und von den Seiten sproßt der Dschungelwald darüber, sondern auch von oben her strecken die Lianen ihre polypenartigen Fangarme so tief, daß ein Reiter nicht hindurch kann. Wie oft zerfetzten mir die Dornen Gesicht und Hände, wenn ich, in meinen Kartenzeichnungen vertieft, der Weghindernisse nicht achten konnte. Zweimal sauste ich samt dem Pferde unversehens einige Meter die Uferwand hinab. An einer Stelle ging es gar nicht mehr weiter; ein schwerer Baumstamm lag derartig über der einzig gangbaren Stelle, daß die Maultiere mit ihren Lasten weder drüber weg noch unten durch konnten. Da mußten die großen Seitenmesser zum Durchhauen des Dornengestrüpps in Bewegung gesetzt, die Tiere abgeladen und langsam drunter her geschoben werden. Wenn man unter solchen Schwierigkeiten trotz heißer Tagesarbeit fünfzehn bis zwanzig Kilometer macht, kann man schon zufrieden sein.

Es ist seltsam genug, daß wir monatelang über diese Erde reisen mußten, um hier in einem äußersten, abgelegenen unbekannten Teile der Welt gerade diesen winzigen, kaum kenntlichen Fußpfad zu finden. Das eingeborene Volk wertet ihn gewiß nicht höher, als unsere Bauern irgend einen Wiesenpfad zwischen zwei kleinen Dörfchen auf dem Lande. Wir aber hatten von ihm tausende Meilen entfernt dunkle Kunde, wir konnten ihn uns fast theoretisch konstruieren, nun sind wir Wochen auf Wochen über Meer und Land gezogen und haben ihn gefunden. Dieser Fuß-

pfad ist deshalb mehr für uns, er soll uns zu wichtigeren Zielen führen, dieser unscheinbare Pfad — nein, diese bedeutungsvolle Straße. — — —

Außer auf den Reisfeldern begegnen uns sehr wenige Leute. Individuelle, auch gruppenweise Verschiedenheiten erkennt man genug, aber Rassenunterschiede vermochte ich nicht festzulegen. Auch meine häufigen, sehr genauen Erkundungen bei den Eingeborenen hatten das Ergebnis, daß alle diese Leute Chinesen seien, und daß ihnen auch von fremden Stämmen in dieser Ge-



Chinese von Mambun mit Armbrust

gend nichts bekannt sei. Demnach hat sich die in ethnographischen Büchern und den Karten vorhandene Annahme, als ob auch südlich des sechsundzwanzigsten Breitegrades in der geographischen Länge des Salweengebietes eigene, von den Chinesen verschiedene und unabhängige Volksstämme wohnten, nach unseren ersten genauen Forschungen an Ort und Stelle nicht bestätigt. Ich bemerkte auf dem Wege einen Chinesen mit einem Vorderlader, der uns einige Zeit folgte, dann aber im Dschungel verschwand. Auch trugen eine Anzahl Männer die früher beschriebenen charak-

teristischen Katchinschwerter, doch waren die Träger ebenfalls Chinesen. Nur fünf kräftige Kerle, offenbar Bergbewohner, waren mit Waffen ausgerüstet, die ich sonst in diesen Distrikten nicht gesehen: richtigen Armbrüsten, etwa dreiviertel Meter hoch und ebenso breit die Spannfeder, alles aus braunem Holz gezimmert. Aber selbst diese Leute wurden von den Kulis als reine Chinesen bezeichnet.

Die Bevölkerung von Mambun, einem Reisbauerndorf von einigen zwanzig Hütten, wo wir auf freiem Felde Quartier nahmen, zeigte ein verschlossenes, finsteres Aussehen, das auch seinen Grund in der grenzenlosen Armut dieser Menschen haben konnte. Trotzdem am Morgen die Temperatur auf etwa Null Grad herunterging, trugen sie nichts als zerrissene Lumpen am Leibe. Am Tage wird es ihnen ja nicht zu kalt sein, scheint doch tagtäglich zur Nachmittagszeit blendend und brennend die Sonne vom fast wolkenlosen Firmament. Wie sind wir überhaupt vom Wetter seit unserem Abmarsch in Bhamo begünstigt. Wir haben offenbar die rechte Jahreszeit getroffen. In dreißig Reisetagen hatten wir nur einen halben Tag Regen, allerdings gründlichen Regen, am 19. November in der Taipingebene. Seitdem war nun über zwanzig Tage wundervolles Sonnenwetter, das am Tage so leicht und gern die kalten Nächte vergessen läßt. Selbst eine einmalige Wetterdrohung ließ es beim Schrecken bewenden. Das ist ein großes Glück für uns, die die meisten Nächte ohne Hütte und Zelt unter freiem Himmel kampieren müssen.

10. Dez. 21. Marschtag, Mambun—Pöngka.

Der einundzwanzigste Marschtag setzte heute, am 10. Dezember 1908, mit einer tüchtigen Arbeit ein, da wir hinter Mambun einen in einer engen Schlucht herabstürzenden, ziemlich tiefen Wildbach durchziehen mußten. Für die Fußwanderer führten zwei schwankende lange Baumstämme in einer Höhe von fünf bis sechs Meter über die Strudel. Da diese Stämme aber nicht behauen waren, mußten die Tiere durch die wilden Wasser, wobei eines nicht weiter konnte und erst nach einer Viertelstunde aus seiner gefährlichen Lage befreit werden konnte, während die Wogen ihm über den Rücken schlugen. Dann ging der Marsch

durch ähnliches Terrain wie am gestrigen Tage. Schmitz, der die Spitze hält, hat alle Mühe, den schmalen, überwachsenen Pfad zu finden, Wälder und Reisfelder wurden, den Salween immer zur Rechten, durchzogen; fast eine Stunde ging es durch hohes Steppengras. Oft konnte ich den dicht vor mir marschierenden Mafu sowie die letzten Maultiere nicht sehen, so hoch und dicht schlugen die meterlangen Gräser über ihnen zusammen. In einer anderen Schlucht stürzte unser schwerst gedrücktes Tier derartig, daß es nicht mehr zum Aufstehen zu bringen war. Die Last und der Sattel mußten ihm abgehoben werden, ehe es mit vereinten Kräften herausgezogen werden konnte. Dabei fiel die Last noch einmal tief in die Schlucht, wurde aber heil mit herbeigeholten Hilfsmannschaften gerettet. Während mir selbst auf diesem heutigen Marsch nur die Arme, Hände und das Gesicht blutig gerissen wurden, stürzte Schmitz mit seinem Schimmel wohl drei Meter senkrecht hinunter, hatte aber das Glück, auf Sträucher und weichen Boden zu fallen und unversehrt wieder heraufzuklettern.

Auch heute blieb das Tal des Salween ganz eng, wie eine Schlucht. Nur wo Quertäler etwas flacheres Gelände brachten, fanden wir Reisfelder. Eigentliche Dörfer waren nicht zu sehen, nur vereinzelte Erntehütten und am jenseitigen Ufer bei einer einzelnen Hütte wieder eine primitive Floßfähre. Die chinesischen Reisbauern strömten natürlich überall zusammen, wo unser Zug vorüberging. Seltsam war die Eskorte allerdings genug. Voran als Têtenreiter und Pfadfinder Schmitz auf seinem schönen Muskatschimmel Saphir. Dann in langem Zuge vierzehn Maultiere und zwei Lastponys, bei je drei Lasttieren ein Kuli in ihren breiten, mit gelbem Ölteig überzogenen Sonnenhüten. Während die Maultiere hier nur mit einförmigen grauen Lasten von Reis, Tabak oder Baumwolle bekannt sind, trugen unsere Tiere ein buntgemischtes Gepäck: Kisten aus Berlin, Köln oder Frankfurt, die mit Stationszetteln aus dem halben Erdkreis beklebt waren, grüne Zeltpäcke, chinesische Körbe, wasserdichte Eisenkoffer, Gewehrfutterale, braune Wäschesäcke, lederne Packtaschen, kurz alle die Gepäckarten, die von Europa bis Asien bekannt sind. Auf dem größten Tier thronte hoch oben ein

großer Bambuskorb, in dem ständig unser Hühner- und Entenhof lustiges Quartier bezogen hatte. Die Abgänge zur Küche wurden regelmäßig erneuert, so daß wir immer mit dem nötigen Geflügelbedarf für einige Tage versehen waren, das heißt wenn nicht nächtlicherweile menschliche Marder darin aufgeräumt hatten.

A propos: Geflügel. Müssen die aber gut gelebt haben, denkt manch einer, wenn er hört, daß wir so ungefähr regelmäßig täglich unser Huhn im Topfe hatten. Würde einmal Heinrichs IV. Wort Wirklichkeit und hätte jeder Bauer täglich



Schmitz als Expeditionsleiter

sein Huhn im Topf, welches Wehklagen höbe in den deutschen Landen bald an. Gibt es doch kaum ein Fleisch, an dem man sich schneller leid ißt, als das vom Geflügel. Auf diesen Reisen in China ist das ewige Huhn zugleich das ewige Leidwesen der Reisenden, und man preist sich glücklich, hin und wieder etwas Schweinefleisch oder eine der Präserven aus der Heimat verspeisen zu können.

Doch mit diesem Exkurs über Geflügel im allgemeinen und chinesisches Geflügel im besonderen bin ich von der Beschreibung unserer Karawane in Marschordnung etwas abgeraten. Hinter

den Maultieren kam ich an die Reihe, entweder auf meinem Falben oder auf dem „kleinen Cohn", der sonst als Packpony benutzt wurde, was ihm persönlich viel mehr gefiel, denn als Reitroß dressiert und an Schenkelweichen und Beizäumen gewöhnt zu werden. Ich mußte wegen der Kartenaufnahme hinter den Maultieren reiten, weil erfahrungsgemäß das Gros der Karawane am regelmäßigsten marschiert. Gewiß sah ich nicht wie ein strammer Kavallerist aus, und wenn mich mein Rittmeister von den



Landschaft am Salween

13. Husaren gesehen hätte, wäre er wenig stolz gewesen. In der einen Hand das Routenaufnahmebuch und den Kompaß, in der anderen die Waffe, den Bleistift. Um den Hals am Bindfaden das Notizbuch, auf dem Rücken wie einen Schulranzen die Zeißkamera. Aber so ganz friedlich war unser Kostüm doch nicht. Über den gelben Anzug der amerikanischen Rauhreiter, den ich trug, war bei mir wie bei meinem Reisekameraden das lange Jagdmesser und der große Revolver, eine deutsche Parabellum, nebst den Gewehrpatronen geschnallt. Am Sattel hing der

Drilling schußbereit, so daß wir als bis an die Zähne bewaffnet gelten konnten.

Hinter mir wiederum folgte Hannes, der Boy, in seiner knallrot ausgeschlagenen Sänfte, von drei weiteren Kulis eskortiert. Zweifellos wurde er als vornehmstes Mitglied der Karawane, als reisender Prinz oder hoher Mandarin angesehen. Aber der eigentliche Clou des Zuges war Dressel, der schwarze Koch aus Vorderindien. Es war in der Tat etwas viel für den Verstandeskasten der hinterchinesischen Reisbauern, aus der reichhaltigen Rassekarte zwei völlig unbekannte Vertreter und Antipoden zugleich serviert zu bekommen, zwei Weiße und einen Schwarzen! Und dazu was für einen Schwarzen! Ein wahres Musterexemplar. Seit seinen neulichen Hieben hielt Dressel sich sorgsam in meinem unmittelbaren Gefolge auf. Wir hatten ihn in die gelbe Uniform des englisch-indischen Militärs gesteckt, unter der er trotz der mittäglichen Hitze noch zwei schwere Wollsweater trug. Die Füße waren naturfarbig gewichst. Dazu trug er eine Mütze, die mit ihrem riesengroßen Schirm sicher einmal irgend einem Jockei abhanden gekommen war. Auf der Schulter hing ihm in hellgelbem Lederfutteral der Höhenmeßapparat. Als Wehr und Waffen aber trug er einen Bergknüppel. Imponierend und heiter zugleich muß unser Zug von zwei weißen Reitern, sechzehn Tragtieren, fünf Mafus, einem verkappten Mandarinen, drei Sänftenträgern und einem schwarzen Kochkünstler ausgesehen haben.

Ich hatte gerade um die dritte Tagesstunde des heutigen Marsches ein neues Blatt der Routenaufnahme begonnen, ein Zeichen, daß ich noch recht weit vorzurücken gedachte, als ich in einem Dorfe die Karawane abgesattelt sah. Wiederum hatten es die Mafus verstanden, den am Kopfe reitenden Schmitz zu düpieren, und so saßen wir bei einer Tagesleistung von wenig über 10 Kilometern schon wieder fest. Unser Ziel war der Punkt gegenüber dem am anderen Ufer liegenden größeren chinesischen Flecken Luku gewesen. Wir hatten es durch den renitenten Ungehorsam des Headmans nicht erreicht. Aber drüben, etwa fünf Kilometer in Luftlinie entfernt, lag weißschimmernd auf dem Abhang eines Berges am jenseitigen Ufer das Dorf Luku, das

wiederum eine kleine Etappe unseres Marsches bedeutete. Als unser einziger Vorgänger hatte am 29. Juni 1895, also vor mehr als 13 Jahren, der Prinz Henri d'Orléans diesen Punkt am Salween vom Osten, vom Mekong kommend, erreicht. Er war dann am linken Ufer des Salween vier Tagemärsche aufwärts gezogen und darauf wieder zum Mekong abgeschwenkt, um einige Monate später noch einmal nördlich den Salween zu kreuzen. Wir hatten nunmehr die fehlende unerforschte südliche Strecke des Salween von Maynkai bis Luku durchzogen, und ich selbst hatte die Lücke in unseren Karten ausgefüllt. Nun mußten wir die nächsten Tage am rechten Ufer die gleiche Strecke zurücklegen, die der unglückliche junge französische Forschungsreisende am linken Ufer durchmessen und die sein Kartograph Roux am jenseitigen Ufer aufgenommen hatte. Wir durften dem stolzen Wort dieses Franzosen: „Nul Européen n'a vu la vallée de la Salouen à cette hauteur" für unser Teil hinzufügen: „et en cette longueur".

Man kann die Sache von der fatalistischen oder von der cholerischen Seite nehmen, mit diesen chinesischen Kulis ist es zum Verzweifeln! Nach kurzem Tagemarsch machen sie ungefragt Halt, dann mahnt man und befiehlt drohend, alles für einen frühzeitigen Aufbruch am anderen Morgen bereit zu machen. Sie aber sitzen, essen, rauchen und schwatzen. Ob die Karawane früh oder spät im Quartier war, sicher ist, daß am anderen Morgen nichts fertig ist. Und dann beginnen jene Stunden, während derer man unter 100 Atmosphären Gemütsspannung steht. Dieses Herumtrendeln und Faulenzen, während man mit allen Fasern des Aufbruchs harrt, um weiter vorwärts zu kommen und doch untätig zuschauen muß, da man bei den verpackten Sachen keine Möglichkeit zu andersartiger Arbeit findet. Kaum ist ein Riemen oder Strick angezogen, muß eine Zigarette oder Pfeife geraucht werden. Eine Arbeit wird angefangen, dann, ohne sie zu vollenden, eine neue begonnen. So geht das fort vier lange Stunden, in denen man flucht und grob wird, während diese gelben Halunken die phlegmatischste, indifferenteste Miene aufsetzen und nur hin und wieder durch ihren mehr als gemeinen Fluch: „Dsje (je) ni ma le pi!" (Notzüchtige deine

Mutter!) oder durch ein Lächeln verraten, wie gleichgültig, wie grenzenlos gleichgültig ihnen unser Drängen ist. Das Schlimmste bei dieser Lage für uns Europäer in diesen Gegenden ist, daß man seiner Wut nicht die Zügel schießen lassen kann, daß man nicht einmal mit dem gerechten Zorn eines schmählich Verärgerten dazwischen fahren kann mit Knüppel und Fäusten. Aber dann wäre kein chinesischer Kuli mehr zu haben, die Expedition, das ganze Werk wäre gefährdet. So heißt es: das kochende Blut im Innern austoben lassen, die bittere Galle mit Selbstüberwindung hinunterschlucken.

11. Dez. 22. Marschtag, Pöngka—Lager unter den Liessous.

Am heutigen Morgen, 11. Dezember 1908, schien unter unseren Kulis eine wahre versteckte Revolte ausgebrochen zu sein, so langsam und unlustig machten sie sich auf den Weg. Wir wußten schon mehrere Tage, daß die Mannschaft mit der Reiseroute nicht einverstanden war, daß sie in bewohntere Gegenden wollte und deutliche Furcht vor dem Marsch am rechten Salweenufer hatte, wo nach ihrer Meinung keine Nahrung zu kaufen, aber blutdürstige Wilde zu finden seien.

Wir waren gerade eine Stunde marschiert, genau uns zur Seite lag am jenseitigen Ufer das schon gestern erschaute Luku, als an der dort befindlichen Flußfähre die offene Revolte ausbrach. Die Mafus weigerten sich, an dem rechtsseitigen Ufer, das wir auch weiter innezuhalten wünschten, weil es im Gegensatz zum linken unerforscht war, weiter zu marschieren. Trotz des von Schmitz gegebenen Befehls wollten sie die ziemlich große, auch für Karawanen eingerichtete Fähre zum Übersetzen benutzen. Da sie aber gegen unseren Befehl die Tiere doch nicht verladen wollten, hockten sie sich einfach an die Landungsstelle und ließen die Maultiere nach Belieben umherlaufen. Sie streikten also. Kurz entschlossen ritt Schmitz trotzdem vorwärts, und ich selbst trieb von hinten weiter auf dem Wege. So kam die Karawane in Bewegung, und es hatte den Anschein, als ob wir Europäer selbst die Treiber machen wollten. Die Chinesen sahen sich also in ihrer Absicht, den Weitermarsch zu vereiteln, getäuscht. Sie gedachten der Rupien, die sie an Gehalt noch zu beziehen hatten, und nach

einer Stunde Marsch ungefähr war jeder Mafu wieder knurrend an seinem Platz innerhalb der Marschordnung.

In den ersten Nachmittagsstunden mußten wir unsere gewohnte Route dicht am Flußufer verlassen und eine steile Felspartie überklettern, wodurch wir eine starke Schleife des Flusses abschnitten. Dieser jähe Auf- und Abstieg ließ uns der schönsten Kletterarbeit in dem Shweli-Salween-Scheidegebirge auf kurze Zeit gedenken. Nach dem Herabklettern von der etwa 250 Meter hohen Felskuppe auf einem fast senkrechten Serpentinpfad kamen wir durch das Dorf T ê n g k ê n g, das mit mehreren geweißten Steinbauten einen stattlicheren Eindruck macht, auch auf der Karte (Maß-Junnan) verzeichnet ist. Auf dem anderen Ufer, schräg gegenüber, liegt das Dorf S u m u k u s ch â. Bis gegen fünf Uhr rückten wir vor, bis dann eine schwierige Passage durch eine Felsenge uns für heute wieder allzu zeitig Halt machen ließ.

Mit diesem heutigen Marsch hatten wir zwar g e o g r a p h i s ch keine bemerkenswerten neuen Beobachtungen gemacht, aber e t h n o g r a p h i s ch bedeutete der 11. Dezember ein Vorrücken in ein weiteres fremdes Rassengebiet. Noch zwar sind uns nur einige zerstreute Vorposten begegnet, aber sie sind die sicheren Zeichen, daß wir uns der ethnographischen Grenzscheide nähern. In Gestalt von fünf kräftig gewachsenen, verwegen aussehenden Gesellen, mit Armbrust und Katchinschwert bewaffnet, sehen wir die ersten Vertreter des L i e s s o u st a m m e s, durch dessen Gebiet wir nunmehr ziehen werden. Mit Ausnahme des Prinzen von Orleans, der aber auch nur wenige Daten gesammelt hat, hat noch kein Forschungsreisender eingehend den Stamm besucht und beschrieben. Es war also meine naturgemäße Aufgabe, mit aller Sorgfalt die Ethnographie dieses entlegenen Bergvolkes zu erkunden. Unser erstes Zusammentreffen mit den Liessou war recht freundlich. Ich trachtete eine der hübschen Armbrüste zu erwerben. Wir kamen mit dem scheuen Volk ins Handeln, und bald war ein Wettschießen und Wettverkaufen im Gange. Aber ebensobald war diese kleine Welle eines anderen Volkselementes wieder verschwunden in dem rein chinesischen Element.

Gegen fünf Uhr lag eine schwer passierbare Schlucht des Salweentales vor uns. Wir konnten sie schwerlich mehr in so

später Abendstunde bezwingen, und so machten wir an ihrem Eingang auf einem Reisfeld Halt. Wir nannten den Ort nach dem wichtigsten Tagesereignis: Feldlager „Unter den Liessou". Direkt nach dem Gebot „Halt" fiel dicht bei uns ein Schuß, etwas Außergewöhnliches in dieser Gegend und ein Empfang, der uns auf der Hut sein ließ. Trotz scharfer Visierung des Geländes konnten wir die Herkunft des Schusses nicht feststellen.



Liessouleute mit Armbrust

Wenn man so seine Plackereien den Tag über gehabt hat und den Abend seine nicht leichte Arbeit des Kartenzeichnens und Tagebuchschreibens, dann winkt als schönste, genußreichste Stunde diejenige vor dem Schlafengehen, wenn wir in der nächtlichen Ruhe dieser Bergweiten noch etwas Lektüre pflegen können. Dieser Rastplatz heute im Anblick der gewaltigen Schlucht, durch die der Salween seine brausenden Wasser hinabstürzt, über die zitternd der Vollmond seine gespenstischen Lichter gießt, hat einen Stimmungsreiz düsterernsten, nachdenklichen Charakters. Neben diesen Stimmungszauber tritt in diesen Gegenden noch ein Ge-

mütsreiz ganz besonderer, sehr nachdrücklicher Art, der mit dem Abenteuerlichen, Geheimnisvollen der Situation zusammenhängt. Man sitzt in dunkler Stunde beim einsamen Licht. Die Kulis hocken bei einem in das Baumgeäst gehangenen Lampion um ihr Feuer. Die Tiere grasen umher. Da raschelt es zwei, drei Meter neben uns im Urwald. Irgend ein kleineres Tier geht auf nächtliche Beute aus und zieht bei dem Lichtschein flugs ab. Dann hört man deutlich schwere Schritte sich nähern, ein dumpfes Grunzen folgt, man greift zur Büchse oder zum Revolver: da blicken aus dem Grün uns verwundert zwei große Augen eines wandernden Wasserochsen an. So geht es fort und fort. Immer hat sich die Sache bisher in Wohlgefallen aufgelöst, aber den Gemütsreiz von zahllosen Abenteuern kann man dabei empfinden. — —

12. Dez. 23. Marschtag, Lager unter den Liessous—Schaumedi.

Die versteckte Revolte der Kulis dauert heute am 12. Dezember fort. Sie ist in passive Resistenz übergegangen. Trotzdem wir noch einen der Liessousprache mächtigen Chinesen als Führer engagiert haben, kommt der Aufbruch erst um zwölf Uhr zustande. Aber heute soll es zu einer Kraftprobe kommen, das haben wir uns vorgenommen. Der Marsch sollte unser Vorhaben unterstützen. Zunächst geht es die übliche Route. Der Marsch führt dicht am Salween entlang durch Urwald und Grassteppe. Nichts Bemerkenswertes, außer daß wir den ersten Liessoufrauen begegnen, die durch ihr hübsches, adrettes Aussehen einen äußerst sympathischen Eindruck machen. Gegen vier Uhr überschreiten wir einen beträchtlichen Wildbach, an dessen Ufer eine große Liessouschar mit Frauen ihr Lager aufgeschlagen hat.

Dann macht der Weg plötzlich eine starke Schwenkung und führt senkrecht vom Fluß ab direkt auf eine mächtige Gebirgskuppe zu. Offenbar fällt eine Strecke weiter dieser Felsrücken so schroff zum Salween ab, daß nicht der schmalste Fußbreit für einen Bergpfad geblieben ist. Nun setzte ein böses Klettern an. Man weiß nicht, wie weit der Pfad bergauf führt und denkt immer auf der Kuppe angelangt zu sein. Aber unerbittlich geht

es weiter. Zunächst in geradem Pfad zur ersten Kuppe. Dann führt eine Serpentine einen fast senkrechten Abhang hinauf. In 200 bis 300 Meter Tiefe sehen wir dicht zu unseren Füßen den blauen Streifen des Salween, der sich zwischen Felsen in Schnellen zu Tal stürzt. Wenn hier ein Tier stürzte oder — wie sonst so häufig durch die Last — das Gleichgewicht verlöre, wäre Tier und Last unrettbar verloren. Die berggewohnten Maultiere zittern und schnauben, aber sie gehen sicher ihren Pfad zur steilen Höhe.



Gebirge am Salween

Auf dem nächsten Bergabsatz fängt plötzlich der Karawanenführer an, das erste Tier abzuladen, trotzdem der strikteste Befehl ausgegeben worden war, nie ohne unsere bestimmte Erlaubnis Halt zu machen. Da gab es denn ein böses Donnerwetter von dem an der Spitze marschierenden Schmitz, und nun wurde die ganze Berghöhe in fast dreistündigem Aufstieg hintereinander genommen. Erst die Dunkelheit machte dem sehr anstrengenden Marschtage ein Ende, als wir unvermutet auf höchstem Bergeskamm versteckt ein kleines Dorf S c h a u m e d i antrafen.

Der Karawanenführer warf sich gleich, scheinbar vor Anstrengung, apathisch zur Erde, aber das rührte uns nicht. Waren wir doch gegenüber seinem Dickschädel Sieger geblieben und hatten seine Renitenz für heute gebrochen. Mehr bedauerten wir die nach und nach eintreffenden Tiere. Zwei waren unterwegs geblieben. Sofort wurden vier Männer von Schaumedi mit Fackeln entsandt, sie heraufzubringen. Gerade das Maultier ist dabei, das unsere Betten und Decken trägt. Hier oben aber fegt ein frischer Nachtwind, der uns bis ins Mark fröstelnd das Essen nur im Stehen genießen läßt. Nun aber brennt, während ich bei der Pfeife mein Tagebuch schreibe, ein prächtiges Feuer neben uns. Wir rücken dicht heran, und schon ist die gemütliche Abendstimmung bei einer Tasse Kaffee hergestellt. Wir lassen uns mit Holz für eine Nachtwache ausstatten. Da trifft gegen 1/2 12 Uhr eins der Tiere mit den Betten ein. Nun aber zur Ruhe!

13. Dez. 24. Marschtag, Schaumedi—Olalinka—Dschide.

Als wir am 13. Dezember 1908 kurz nach 11 Uhr von unserer hochgelegenen Lagerstatt abrückten, da dachten wir nach einem kurzen Abstieg von der Kuppe wieder bald die relativ angenehmen Wege am Salweenufer wandern zu können. Aber es sollte anders kommen. Statt abwärts zu steigen, ging es zunächst wieder tüchtig aufwärts. Dann allerdings folgte ein jäher Abstieg. Plötzlich liegt in einem wilden Bergpanorama an drei Stellen ein blauer Fetzen des Salweenstromes vor uns. Der Fluß macht — etwa zwei Kilometer von uns entfernt — eine eigenartige Schlinge, die dergestalt in den Bergen eingekeilt liegt, daß ein Weg am Ufer nicht entlang zu führen scheint. So müssen wir in weitem Bogen über Berge und durch abgrundtiefe Schluchten, um hoffentlich in nicht zu langer Zeit wieder die Ufer unseres Stromes zu gewinnen.

Das ist ein böses, fast entmutigendes Klettern. Da liegt scheinbar so nahe der Strom, man möchte in einer halben Stunde wieder an seinem Ufer weilen, während wir hier oben scheinbar ziellos durch ein unübersehbares Chaos von Bergen und Felsen klettern. Nur eins ist auffallend. Überall begegnen wir Men-

schen und Ansiedelungen. Die Beobachtung ist also richtig, daß die Eingeborenen, Chinesen wie Liessou, das Salweental als Wohnstätte peinlich meiden, wie sie sagen, aus Gesundheitsrücksichten, da das Tal des Salween als außerordentlich gesundheitsgefährlich und besonders schwere Fieber erzeugend gilt. Dafür haben diese Völker hier oben in den Bergschluchten ihre Hütten aufgeschlagen, wo wir sie nun durch unseren unfreiwilligen Seitenmarsch entdecken. Die Leute bauen besonders Mais und Buchweizen auf den Höhen an, auch blühende dicke Bohnen sah ich und Mohnblumen für die Opiumgewinnung.

Die Chinesen und die Liessou leben hier freundnachbarlich und völlig gemischt durcheinander. Es ist oft außerordentlich schwer, die Rassenzugehörigkeit festzustellen. Die Bevölkerung kennt Europäer nicht. Staunen und Furcht mischen sich in den Zügen von Frauen und Kindern dort, wo wir durchziehen. Hin und wieder macht ein am Wege Stehender „Kotau". Ein älterer Mann verwandte eine gebrauchte Konservenbüchse ohne Deckel und Boden äußerst nützlich und komfortabel als breites Armband.

In Mundjau hörten wir die seltsame Kunde, daß vor drei Jahren zwei Europäer ohne Maultiere mit einigen Trägern durchgekommen seien, sonst noch nie ein Europäer. Der Mandarin des größeren Ortes, den ich über diese Geschichte näher befragen wollte, war leider nicht anwesend, und so muß ich sie auf Treu und Glauben annehmen.*) In Mundjau fanden

*) Vergl Prof. Dr. M. Hammer, Petermanns Mitteilungen 1912, 1: „Im Oktober bis Dezember 1905 waren zwei Engländer, Litton und Forrest, von Teng-jüeh aus zum oberen Salween gereist, um die unbekannte Strecke des Flusses zwischen 26° und 27° N zu erforschen. Sie hatten, über das Irawadi und Salween trennende Gebirge kommend, letzteren Fluß erst nördlich des von Brunhuber berührten und oben erwähnten Dorfes Kêngtêng erreicht. Auf der Karte, die dem Berichte Forrests über diese Forschungsreise im Geogr. Journ. a. a. O. beigegeben ist, finde ich in diesen Breiten einen Ort Mao-chao eingetragen, in dem ich trotz der abweichenden Schreibung Brunhubers Mundjau wiederzuerkennen glaube. Es ist also wohl als gewiß anzunehmen, daß die beiden Engländer jene von den Leisson erwähnten Weißen waren. Diese Kunde mußte unsere Landsleute um so mehr überraschen, als sie, wie aus Stellen des Tagebuchs wiederholt hervorgeht, glaubten, die ersten Europäer zu sein, die das rechte Salweenufer in diesen Breiten begangen hatten. Daß Brunhuber von dieser Reise nichts erfahren hat, ist erklärlich, sobald man hört, daß

unsere Kulis, obgleich wir erst zwei Stunden herumgeklettert waren, den Marsch so ungemütlich, daß sie außer dem Headman wieder streikten. Sie imponierten uns damit wenig, und ich ließ das versammelte Volk von Mundjau durch lauten Heroldsruf befragen, wer von ihnen als Maultiertreiber gegen guten Lohn mit in die nördlichen Berge ziehen wollte. Ein lautes einstimmiges „Piu" antwortete, das heißt „Nein" oder „Keiner". So bekam ich unsere Kulis nur dadurch weiter, daß ich ihnen einfach ihren Lohn nicht aushändigte.

Der Marsch am Nachmittag bis um 1/26 war schwer, mehr als schwer. Auch wir Europäer kamen nicht zum Genuß dieser wilden Hochgebirgspartien, die in mächtigen Terrassen immer weiter und höher stiegen, bis die weißen Zinnen der Schneeberge das Panorama abschlossen. Es ist unsäglich strapaziös, in solchem Gelände zu marschieren, wo jede Übersicht fehlt. Immer glaubt man die Kuppe erreicht zu haben und endlich ins Tal des Salween absteigen zu können, immer wieder aber taucht ein neuer steilerer Kamm vor uns auf. Zwischen 4 und 1/26 Uhr mußten wir hintereinander drei haarscharfe Grate überklettern, und jedesmal wieder fast senkrecht hinab in eine schmale wilde Schlucht. Das ist böses Terrain für die Tiere. Die Eingeborenen wundern sich, daß wir mit Tieren weiter wandern, da die Wege in diesen Gebieten nur für Lastträger bestimmt sind, nicht mehr für Tiere. Zwei Lasten kamen auch nur mit Hilfe von Kulis auf den letzten Grat. Ein anderes Maultier mußte seine Last, die hunderte Meter in die Schlucht gestürzt war, selbst wieder heraufholen. So kämpft man gegen die Naturgewalten. Man bezwingt sie schon mit eiserner Energie, aber es geht langsam, zum Verzagen langsam.

---

der von Forrest erstattete Bericht erst im Septemberheft des Jahrgangs 1908 des Geogr. Journ. erschien, also zu einer Zeit, wo Brunhuber mit der Ausreise und den praktischen Vorbereitungen seines Zuges vollauf beschäftigt war. Litton und Forrest hatten damals ihren Marsch bis über den 27. Breitenkreis fortsetzen können; aber sie hatten schon lange vorher darauf verzichtet, ihre Last- und Reittiere mitzunehmen und waren zu Fuß weiter gewandert."

14. Dez. 25. Marschtag, Olalinka.

Bei den unaufhörlichen Kletterpartien am heutigen 14. Dezember merkten wir erst so recht, in welchen vermaledeiten Wurstkessel von Bergmassen wir hineingeraten sind. Was wir heute an Bergsteigungen mit den Tieren geleistet haben, ist unerhört. Wir vermuten nur noch unseren heutigen Standplatz, mit Sicherheit können wir ihn nicht festlegen. Seit drei Tagen hoffen wir stündlich aus dem Berglabyrinth herauszukommen, aber noch immer stecken wir in den wildesten Bergschluchten, und die Verbindung mit dem Salween haben wir verloren. Aus dieser Tatsache wird man sich in Europa ein Bild der Landes- und Gebirgsstruktur machen können. Einmal in dieses Bergchaos geraten, ist man kaum in der Lage, irgendeine Marschrichtung verfolgen zu können. Berg lehnt sich an Berg, Fels türmt sich hinter Fels, eine Schlucht wird überwunden nur um einen um so grausigeren Abgrund vor sich zu sehen.

Das Schlimme bei alledem ist, daß hier die Pfade für Maultiere gänzlich aufgehört haben, und daß die schmalen Steige die an den steilsten Hängen aufwärts klettern oder auf lockerem Boden oft an Schluchten von 600 bis 800 Meter Tiefe vorbei führen, nur für die berggewohnten nackten Füße der Eingeborenen, nicht mehr für Maultiere und Ponys berechnet sind. Dadurch hatten wir heute einen Tag solch harter Arbeit, daß er in unserem Reisekalendarium besonders vermerkt zu werden verdient.

Wir waren am 14. Dezember kaum eine Viertelstunde von unserem Höhenquartier in Olalinka herunter, als bei einem Aufstieg in einer Felsenschlucht der Weg plötzlich aufhörte und erst 6 Meter senkrecht darüber wieder weiterging. Dazwischen lagen einige Felsblöcke übereinander getürmt. Das erste Maultier verweigerte das Hindernis, nachdem es vergebens unter aller Kraftaufbietung den Anstieg mehrere Male versucht hatte. Dann versuchten wir's mit Zureden. Vergebens. Endlich mit roher Gewalt durch Schlagen, Treten und Zerren. Nichts nützte. Schon glaubte ich, daß „Rückzug" geblasen werden müßte und daß dieser Vorstoß am Salween hier schmählich scheitern würde, schon sah man an den höhnisch grinsenden Mienen der Kulis, daß sie sich über unseren Mißerfolg, den sie vorausgesagt hatten,

innerlich mit dem vollem Genuß des Schadenfrohen freuten, da kam Schmitz auf den Plan, einzeln die Tiere an Riemen heraufzuziehen. Schnell war das nötige Material an Riemenzeug aus unserem reichen Bestande zur Stelle, eine Art Kopfzeug wurde den Tieren übergeworfen und unter unendlichen Anstrengungen die Tiere nebst den Lasten von drei Kulis heraufgezogen, während Schmitz und ein Chinese von hinten nachhalfen. In 2 Stunden hatten wir die 18 Tiere glücklich über die schwere Stelle.

Derselbe Pfad mußte an drei weiteren Stellen durch Ebnen der Wege oder Aufbau von Treppen mittels herumliegender Steinblöcke erst gangbar gemacht werden, ehe die Karawane weiterziehen konnte. Dann kam ein Aufstieg über eine völlig kahle Sandhalde, wie ihn nur schwindelfreie Bergsteiger zu unternehmen imstande sind. Zuerst konnten die Serpentinen wenigstens weiter ausholen, dann aber ging es alle drei, vier Meter jetzt links, jetzt rechts in einem Winkel von 40 bis 50 Grad, während von Minute zu Minute die Schlucht an unserer Seite tiefer, dunkler gähnte. Verängstet und zitternd lehnten sich die Tiere seitwärts zur Bergwand, um nicht in den gähnenden Abgrund gerissen zu werden, da der lockere Sandboden Schritt für Schritt herunterrieselte.

Schmitz und ich, die als erste oben waren, fanden in dem auf der höchsten Kuppe liegenden Liessoudorf Tsepado (auf englischen Karten wahrscheinlich das Dorf Tsupelato) ein echtes Bergnest dieses Waldstammes, dessen Hütten in weitem Umkreis gerade auf den höchsten Bergkuppen wie Adlerhorste errichtet waren. Das bißchen selbst gebauter Buchweizen und Mais sowie einige Ziegen genügen diesem Bergvolk, ihr mehr als karges Dasein zu fristen.

Schon glaubten die Kulis mit diesem Aufstieg ihr zwar anstrengendes, aber allzu kurzes Tagewerk hinter sich zu haben. Aber mit Tsepado als Lager hatten wir nun einen weiteren Gebirgskamm hinter uns gebracht, der genau gegenüber Olelinka, in der Luftlinie etwa 2½ Kilometer entfernt lag. Noch aber erhob sich ein Gebirgskamm hinter dem anderen in nicht endenwollender Folge, ehe wir hoffen konnten, das Salweental und seinen blaugrünen Strom wieder zu erreichen. So gab es für uns kein Halt.

Wir ließen die keuchenden Tiere auskeuchen und die fliegenden Flanken beruhigen. Dann hieß es weiter, wieder in eine Schlucht und wieder aufwärts zu einem neuen ebenso steilen Grat. Ist das eine unbeschreibliche nutzlose Vergeudung von Menschen- und Tierkräften in solchem Gelände.

Gleich beim Abstieg merkten wir, daß auch dieser Pfad nicht für Lasttiere berechnet war, sondern einzig als kümmerliche Verbindungslinie zu weiteren Liessounestern für berggewohnte Kletterer diente. Eine halbe Stunde ging's gut. Dann aber



Kaschinleute

machte der Pfad um eine Felsenecke eine Biegung, die gerade einen Menschen durchließ, nicht aber ein mit einer breiten Last bebürdetes Tier. Das erste Maultier schlug so hart an die Felswand, daß es sofort hinstürzte und mit den Hinterbeinen vom Pfad auf die jähe Böschung sank, so daß es nur mit Aufbietung von 5 Mann aus seiner lebensgefährlichen Lage befreit werden konnte. Schnell waren alle Mann, selbstverständlich auch wir, an der Arbeit, mit Steinen und Werkzeugen die Felsecke nach Möglichkeit abzuschlagen. Dann wurden langsam die Tiere, nach-

dem sie vorn und hinten angeseilt waren, mit kühnem Schwung um die gefahrdrohende Ecke bugsiert. Eine Viertelstunde weiter und dasselbe böse Schauspiel wiederholte sich. Hier gab es nur eine Möglichkeit; die Tiere abladen und hinter der Felskante wieder aufladen. Wie leicht ist das geschrieben. Wie schwer aber in der Wirklichkeit, eine Last von 150 oder 200 Pfund auf schwindelndem engen Pfad von einem den Weg völlig einnehmenden Tier, wenn an der einen Seite die Bergwand senkrecht emporsteigt, während auf der anderen Seite der Abgrund unabsehbar gähnt, abzuheben, weiterzutragen und dann wieder aufzuladen. Die Kulis, die diese Last trugen, mußten an jeder Seite von zwei Mann geleitet werden und seitwärts gehen, um nicht selbst in die dräuende Tiefe zu stürzen.

Schon glaubten wir uns einem geeigneten Halteplatz nahe, als wieder das laute Geschrei der Mafus verriet, daß eine gefährliche Stelle zu überwinden war. Noch waren wir nicht herbeigeeilt, als ein furchtbarer Krach ertönte, und ein Maultier, das beste von allen, ein Grauschimmel, in dem Abgrund versank. Ich sah, wie das wackere Tier sich in dem lockeren Boden einige Meter tiefer, nachdem es sich überschlagen, förmlich festkrallte, während dumpf polternd die Last den Abhang hinabkollerte, bald den Blicken verschwand und nur noch das krachende Aufschlagen uns Kunde gab, daß sie eine weite Reise in die Talschlucht angetreten hatte. Zwei vorzügliche Gewehre waren seitwärts auf diese Last angeschnallt. Was ist aus ihnen geworden?

An dieser Stelle gab's keine weitere Passage. Es wäre tollkühn gewesen, das wertvolle, unersetzliche Tiermaterial so aufs Spiel zu setzen. Bedauerlicherweise hatten wir zwei wichtige Hilfsmittel der Wegbahnung vergessen, Dynamit und Brecheisen, die kein Forschungsreisender, der solche Gebirgsgegenden besucht, zurücklassen sollte. Zwei Leute wurden vorgesandt, um Werkzeug zu holen, dann mußte ein neuer Weg über diese Felszacke gehauen werden Es gelang, alle Tiere wurden heil hinübergebracht, der wackere Grauschimmel heraufgezogen und bergeingeborene Liessous brachten in der Nacht die herabgefallene Last ins Quartier, das wir nach so hartem Tagewerk gegen 6 Uhr im Bergnest Dschide unter den Liessou bezogen hatten.

In Dschide kam es uns am Abend des 14. Dezember 1908 nach einem orientierenden Überblick erst recht ins Bewußtsein, in welcher Hochgebirgswildnis wir steckten. Auf allen Seiten Berge, Felsen, nichts wie Berge und Felsen. Nach allen Richtungen tauchten die schneebedeckten Kuppen gewaltiger Bergriesen dicht bei uns auf. Vor uns direkt nach Norden erhob in weiterer Ferne eine mächtige Kuppe ihr schlohweißes Haupt — Also war auch für den kommenden Morgen die harte Losung des Tages: immer weiter hinab- und hinaufklettern, um aus dem Berglabyrinth zu kommen und das Salweental wieder zu gewinnen.

Das Dorf Dschide, in dem wir wohnten, ist typisch für Liessouwohnstätten. Landschaftlich ist es geradezu ideal gelegen: auf einer Kuppe rings umgeben von Bergterrassen, die bis zur Grenze des ewigen Schnees steigen. Das Staunen und die natürliche Furcht der Bevölkerung, von der die Frauen meist eilig mit bedecktem Gesicht vor uns flohen, war unbezähmbarer Neugier gewichen, und ganz Dschide war in unserem Lagerplatz versammelt. Nur eins machte uns den Aufenthalt in diesen Bergnestern unbequem: der Mangel an Wasser. Das kostbare Naß muß tief aus dem Tal in Bambusröhren mittels der Kiepe heraufgetragen werden, ist teuer und schlecht. In Schaumedi sah ich einen Brunnen; er war aber derartig, daß der Durst im Augenblick erlosch. Eine schmierige Pfütze, an der Hund und Maultier soff und seinen Schmutz ablud. Aber Wasser ist nicht allein für den inneren, sondern auch für den äußeren Menschen ein Bedürfnis. Aber schon drei Tage konnten wir uns nicht mehr waschen. Doch wenn man gierig nach einem Becher schnappt, kann man sich solchen Luxus leicht schenken.

15. Dez. 26. Marschtag, Dschide—Mudjo.

„Der Salween, der Salween!" So konnte ich endlich am heutigen 15. Dezember von dem scharfen Grat einer zackigen Felsgruppe meinen nachfolgenden Kameraden mit der Freude der xenophontischen Söldner zurufen. Unserem unablässigen Vorwärtsdrängen ist es damit gelungen, die Verbindung mit dem rückwärts liegenden Kartenabschnitt herzustellen, zugleich aber einen außerordentlich interessanten Vorstoß in die versteckten abgelegenen Sitze

der Liessous gemacht zu haben. Nun sind alle Mühen vergessen. Wir sitzen dicht beim Salweenufer im Liessoudorf **Mudjo** am lustig flackernden Feuer vor unserem Zelt — nachdem wir seit neun Tagen wegen der Unwegsamkeit des Geländes im Freien hatten nächtigen müssen, genießen wir rückschauend das Erlebte und beratschlagen eingehend auf Grund unserer letzten Erfahrungen den Weitermarsch.

Vor dem Abmarsch ging es auf der Höhe des Liessoudorfes



Salween

Dschide recht lustig zu. Wir bemühten uns in den letzten Tagen, einige gute **Photographien** der Liessous zu bekommen. Leider vergebens, ist doch das Aufnehmen mit dem geheimnisvollen Kasten bei einer so scheuen Bevölkerung ein oft unmögliches Unterfangen. Besonders die Frauen, die sehr charakteristische Erscheinungen sind, flohen stets entsetzt mit zugehaltenem Gesicht über Feld und Berg, sobald sie der seltsamen Fremdlinge ansichtig wurden.

In Dschide war die Bevölkerung gleichfalls **überaus scheu**. Schon früh am Morgen war der größte Teil etwa

100 Meter aufwärts gestiegen, um die arg vernachlässigten Gräber instand zu setzen. So von ungefähr näherte ich mich mit der Kamera. Kaum aber war ich auf 50 Meter Nähe, als kreischend das Weibsvolk auseinander stob und die Kinder in Sicherheit brachte. Nun versuchte ich eine andere Methode, die an eine etwas schwache Seite des Frauengeschlechts sich wendet. Ich kramte auf einem mächtigen Felsblock eine Anzahl blinkender Wunderdinge aus: Nadeln, Scheren, Bernsteinschnüre. Schon kommt so ein Vögelchen zu dem dreisteren Mannsvolk geflogen,



Liessou-Fauner in Dschide

dann wieder eins, jetzt verteilte ich mit fürstlicher Freigebigkeit vier, fünf Nadeln, da standen schon eine ganze Skala von weiblichen Liessouexemplaren bereit und nun konnte das Knipsen beginnen. Hin und wieder wurde, um die Aufmerksamkeit abzulenken, eine neue Schachtel ausgepackt oder eine kleine Zaubereinlage gemacht. Wie einer der mittelalterlichen Zauberdoktors stand einer von uns unter dem Haufen, während der andere blitzschnell visierte und knipste. Den Höhepunkt der Matinee aber bildete der mit einem allseitigen „Aah" aufgenommene Trick, als ich

einige Nadeln fallen ließ und sie dann mit den magnetisch gestrichenen Scheren vom Boden aufhob. Zur allseitigen Befriedigung wurde mit dieser grandiosen Schlußapotheose die Vorstellung geschlossen.

Danach sammelte ich die erfahrenen Dorfbewohner um mich, ließ sie im Kreise Platz nehmen und mit meinem Tabak die eigenartigen Pfeifen stopfen und nahm dann ein Vokabularium der gebräuchlichsten Worte ihrer Sprache auf. Erst als die ersten



Liessouleute in Dschika (Verteilung von Geschenken)

Maultiere langsam den Abhang hinuntertrotteten, verließ ich die interessante und oft erheiternde akademische Sitzung.

Der heutige Vorstoß von Dschide zum Salween bestand in einem Abstieg von Dschide zu einer finsteren engen Talschlucht, dann einem außerordentlich beschwerlichen Ersteigen eines Berggrates und wieder einem geradezu halsbrecherischen Hinabklettern bis zu den Hügeln direkt am Salweenufer. Ich weiß nicht, wie viele Maultiere heute abgestürzt sind, ich sah nur beim Abmarsch, wie der lasttragende Ponyschimmel seine beiden Küchenkörbe in die Schlucht fallen ließ, wobei in fröhlichem Durcheinander alle

die vielen Kleinigkeiten an Büchsen und Geräten hinabkollerten. Hinterher kamen die sauber mit vieler Mühe präparierten Eierbälge. Ein falscher Tritt und das Ergebnis manch heißen Jagdausfluges und vieler Mühe beim Präparieren ist dahin. Aber diese hinterindischen Hochgebirge werden noch andere Opfer fordern.

Dann war ich vorausmarschiert, Stunde auf Stunde in ewigem Gleichtakt, um den Gipfel zu gewinnen und den ersehnten Strom zu schauen. Durch steile Buchenweizenfelder an zahlreichen Liessouhütten vorbei ging der Pfad, über Heide und durch Wald, bis endlich der Kamm den erhofften Ausblick gewährte. Wo die Bevölkerung nicht floh, war sie entgegenkommend, dienstbereit und half, wo sie nur konnte. So stürmte von der Höhe ein tibetanisch aussehender Liessou den steilen Bergpfad vor uns hinunter und schlug mit seiner breiten Schwertwaffe die überhängenden Zweige ab. Aber auch dadurch verlor der Pfad nichts von seiner niederträchtigen Steilheit, an der die Maultiere oft metertief einfach abgleiten mußten, ehe sie wieder Halt fanden.

Dicht am Fuße des Berges liegt Dschika oder Chêng-Ka, wie das Dorf in chinesischer Sprache genannt wird. Der Flecken ist für Liessouansiedelungen groß. Er gilt aber auch im weiten Umkreis geradezu als Großstadt. Wo man etwas kaufen wollte, immer hieß es: Siu, Dschika. — Da aber Chêng-Ka nicht dicht am Salween liegt, zogen wir durch die engen Kakteenhecken des Fleckens, hinter denen wir mehrfach Weiber am großen Webstuhl arbeiten sahen, und rückten in das dicht dabei gelegene Dorf Mudjo vor, von dem aus wir unseren Salweenstrom sehen können. Mudjo soll für einige Tage Rastplatz bleiben, hier werden wir den zweiten Teil unseres Vorstoßes den Salween aufwärts beginnen. Klingt es nicht wie eine Ironie, wenn ich erzähle, daß wir — so dicht am Salween — unseren Wunsch, den Fluß unmittelbar zu erreichen, selbst mit den größten Anstrengungen am nächsten Tage, dem 16. Dezember, nicht verwirklichen konnten? Kaum in Wurfweite von seinen Wassern, war es unmöglich, die steilen Ufer, die von unserem Rastdorf Mudjo zum Salween abfallen, hinabzusteigen.

Am Morgen des 16. Dezember war ich mit Liessouführern,

Headman und Hannes als Dolmetscher, zum nahen Chêng-Ka gewandert, um ethnographische Studien unter den Liessou zu machen, interessante Gegenstände einzukaufen und Photographien aufzunehmen. Eine wahre tropische Glutsonne schien vom Himmel, wohl 35 Grad in ihrem Schein. Dies Chêng-Ka, das sozusagen als große Stadt im ganzen Umkreis angesehen wird, ist nichts als eine etwas stärkere Anhäufung von etwa zehn Hüttengruppen, jede zu drei bis fünf Häusern. Es liegt in der kleinen Senkung zwischen den unmittelbaren Uferbergen und den höheren dahinterliegenden Kämmen, die allmählich immer höher anwachsen, bis herrliche Schneegipfel den Kamm dieses Scheidegebirges bezeichnen. Von unserem Rastplatz in Mudjo streift der Blick hinüber zu ihnen, aber auch nach der anderen Seite, zum Mekong zu, ragen schneegekrönte Berghäupter. Vorwärts aber, nach Norden, steht unverändert jenes weiße Berghaupt, dessen blendende Firsten wir nun schon mehrere Tage sehen konnten.

16. Dez. Rasttag. Mudjo.

Die Liessou in Chêng-Ka nahmen uns freundlich auf. Auf dem Hofe eines wohlsituierten Herrn mit großer Familie sammelte sich viel Volks; auch die Weiber legten ihre Scheu ab und umstanden uns in großem Kreis. Aber um so schwerer war es irgend etwas zu verstehen. Dies Bergvolk ist arm, mehr als arm, außer den notwendigsten Gebrauchssachen nennt es — außer wenigen silbernen Schmucksachen — nichts sein eigen. Nur die wohlhabenden Leute haben ein besseres Gewand außer den am Leibe befindlichen im Kasten liegen. Da fällt die Ernte für den ethnographischen Sammler karg aus. Eine vollständige Frauenkleidung war nicht zu erstehen. Nach und nach und zögernd brachten verschiedene Frauen einzelne Stücke, die immer nur durch große Überredungskünste zu erwerben waren. Von dem eigenartigen Silberschmuck konnte ich vorläufig nichts erstehen. Auch Waffen waren kaum erhältlich. Proben einer Schrift, nach denen ich mit größter Aufmerksamkeit und Nachdrücklichkeit forschte, waren nirgends aufzutreiben, überall wurde mit aller Bestimmtheit versichert, die Liessou könnten nicht lesen, besäßen keine Schrift, hätten auch nie eine besessen. Dagegen

fand ich eine Anzahl eigenartiger Markierstäbe, die am Rande so eingekerbt werden, daß wichtigere Daten, Verträge und ähnliche Vorgänge überliefert werden können. Mit einer geringen Zahl von Schätzen beladen trat ich den Heimweg wieder an. Sehr humoristisch war, als am Abend eine aufgedonnerte Alte ans Feuer trat und ihren bunten Sonntagsstaat verkaufen wollte. (Preis zu hoch, schnell ab durch die hintere Kulisse).

Nach dem Mittagslunch wurden zwei Ponys bestiegen, um



Fähre bei Chengka

den Lauf des Salween bei Chêng-Ka genau zu erforschen und aufzunehmen. Wir richteten den Kurs nordwärts unserer nächsten Marschrichtung zu. In Mudjo selbst wollten wir hinabklettern, da wir natürlich irgendeinen Zugang zum Salween vermuteten. Allein, hinter dem ersten Haus fiel eine Felswand senkrecht in den Fluß. Dann gingen wir über den Kamm einen halben Kilometer weiter. Schon dicht hinter dem Dorf wurde der Pfad für Ponys ungangbar. Wir saßen ab und kletterten am felsigen Hang abwärts. Eine Arbeit für trainierte Bergsteiger war dazu erforderlich. Senkrecht fielen von beiden Ufern

hundert Meter und noch höhere Felswände in den Salween, der oft zu einem breiteren Bergbach zusammenschrumpfte, um sich zwischen den zu beiden Seiten auftürmenden Bergriesen, die er selbst durch ein Jahrtausend alte Erosionsarbeit nicht hatte durchsägen können, hindurch zu schlängeln. So versagte auch schnell die Kunst des mühseligsten Bergsteigens an diesen Klippen. Das Ergebnis unserer Untersuchung war, daß ein Marsch direkt am Ufer des Salween u n m ö g l i c h ist. Weiter hatten wir die Überzeugung durch die letzten Tagesmärsche und durch den Augen-



Fähre bei Chengka

schein der heutigen Tour, daß an einen Weitermarsch mit Maultieren an dieser Seite des Salween nicht zu denken sei.

Was tun? — — —

Wir beratschlagten hin und her. Mancher Plan ward laut, sein Für und Wider erwogen und dann wieder verworfen. Schließlich vertagten wir schweren Herzens die Entscheidung auf den folgenden Tag, wenn wir noch einen weiteren Erkundigungsritt unternommen hätten.

So ging's am 17. Dezember eine kleine Strecke parallel dem Flusse südwärts über Chêng-Ka selbst, dann in weitem Bogen zum Fluß. Auch hierbei eine starke optische Täuschung. Schon nach einer halben Stunde glaubten wir den Fluß dicht vor uns zu haben, aber es kostete in der Sohle einer Talschlucht einen scharfen Abstieg auf Felspfaden, die von Tieren nicht begangen werden können, bevor wir in das außerordentlich tiefliegende Bettal des Salween gelangten. Aber der Pfad mußte doch notwendigerweise einen Zweck haben; es sollte wenigstens südlich ein Weg



Salween bei Chengka

am Salweenufer entlang führen, den wir nicht gefunden und den wir mit einem bösen Marsch durch die Berge hatten bezahlen müssen. Des Rätsels Lösung war bald gefunden: Was wir niemals vermutet hatten, bildete das Ende des Pfades: eine Fähre und eine Seilbrücke über den Fluß. Also gab es von Chêng-Ka einen Paß über das Salween-Mekong-Scheidegebirge zum Mekong. Auch wieder nur für Fußgänger. Nachdem wir vergebens mit dem Hebenetz nach Fischen, die im Strom vorhanden sein sollten, gesucht und ein prachtvolles, aber eiskaltes Bad in dem schönen Wasser genommen hatten, ritten wir zum Lager zurück.

Auf Grund aller dieser Beobachtungen faßten wir folgenden Entschluß: Wir schickten von Chêng-Ka sämtliche Maultiere nach Mudjo, zwei Tagereisen, zurück, wo sie den Salween überqueren und dann den Paß über Lotsolo, Kafang zum Mekong übersteigen sollen. Diesen Weg hat auch der Prinz Orleans auf seinem Rückmarsch vom Salween zum Mekong genommen. Da dieser auch für Maultiere gangbare Pfad aber hinter den ersten Uferbergen herführt, konnte er bei Chêng-Ka den Salween nicht sehen, wodurch die Kartenskizze seines Werkes ungenau werden mußte. Am Mekong soll die Karawane den besten und schnellsten Weg bis Weishi (Weise) gehen und uns dort erwarten. Wir selbst wollen mit dem allernotwendigsten Gepäck und Trägern den Marsch den Salween aufwärts unter allen Umständen fortsetzen, soweit es Natur und Menschen irgend erlauben. Wir werden möglichst dicht am Ufer bleiben und nur durch außerordentliche Hindernisse uns in die Berge abdrängen lassen.

Soweit in wenigen Worten unser Plan. Ich kann kaum beschreiben, wie schwer uns dieser Entschluß gefallen ist. Daß wir dadurch auch die letzten Annehmlichkeiten europäischen Lebens preisgeben mußten, wie entbehrbare Speisen, Feldstuhl, Tisch, Lektüre und fürderhin nur auf schmale Kost der Landesprodukte angewiesen waren, das war das geringste. Aber eine so stattliche Karawane mit Tieren und Begleitmannschaften hat etwas vom Heim im fremden Erdteil unter wilder Bevölkerung an sich; sie ist ein starker Rückhalt für schlimme Zeiten, eine Quelle neuer Kraftentwicklung nach bösen Tagen. Dann auch hieß es viel aufs Spiel setzen, dieses materielle und ideelle Gut, das unsere Maultiere trugen, sowie diese selbst unter der Obhut eines einfachen Boys, dem selbst absolut nicht geheuer zu Mute war, in einen der gefährlichsten und unzulänglichsten Teile Chinas zu senden. Sollten wir die Tiere, die wir liebgewonnen hatten, wiedersehen, sollten wir wieder zu unseren Sammlungen gelangen? Schwere Fragen, deren Beantwortnng im Schoße einer unsicheren Zukunft ruhten.

Um uns war uns nicht bange. Aber es war immerhin ein gefährliches Abenteuer, mit nur zwei Mann Begleitung, mit unsicheren Trägern aus den Wildstämmen, mitten hinein in

ein Gebirgssystem zu dringen, das noch kein Europäer vorher je betreten hatte und das uns auf neuen Wegen nach Tibets Grenzen führen sollte.

Ein abenteuerlicher Plan. Gewiß! Aber die Lorbeeren des Forschungsreisenden sind ohne dies bißchen Lebensverachtung nicht zu pflücken! Denn ist nicht das Leben des Kulturmenschen so schal, weil es ihm mangelt an größeren Spannungsmomenten, an Abenteuern?

Mit diesen prophetischen Worten schließen die geretteten Tagebücher und damit die authentischen Berichte über den Verlauf der Expedition.

Was über ihren Weiterverlauf bis zu ihrem unglücklichen Ende, sowie über den Marsch der nach Weishi gesandten Restexpedition bekannt wurde, ist in folgendem Anhang zusammengestellt.

Anhang



I.

Weiterer Verlauf und Ende der Hauptexpedition nach Aussagen des indischen Kochs.

Aus dem Bericht des deutschen Konsulats in Rangoon:

Als die Expedition Chengka verließ, bestand sie außer Herrn Dr. Brunhuber und Herrn Schmitz aus dem indischen Koch aus Rangoon, sowie zwei in Bhamo und Tengyueh verdingten chinesischen Kulis, namens Yang und Chang. — Der Koch schildert die Reise als eine sehr schwierige, die Wege seien sehr steil und schwer passierbar gewesen, fortwährende Unannehmlichkeiten mit den chinesischen Kulis, die sich nicht so weit von ihrer Heimat entfernen wollten, machten häufige Wechsel der Träger nötig, die nur sehr schwer zu bekommen waren. — Die Bezahlung war eine Rupie per Tag. (R. 1.— = etwa M. 1.35.) Trotz des verhältnismäßig geringen Gepäcks war der Durchschnitt der für den Transport nötigen Kulis 15 an der Zahl. Von den kleinen Patronen-Kistchen mit je 100 Patronen nahm ein Mann nur zwei, und in ähnlichem Verhältnis mußte das andere Gepäck verteilt werden. Im übrigen verlief die Reise gut, es soll dort kalt gewesen sein, doch alle waren bei guter Gesundheit.

Kurz vor dem Dorfe Lomade weigerten sich die Kulis, die unter großen Schwierigkeiten wieder einmal beschafft waren, ein weiteres Mal, weiterzugehen unter der Angabe, daß ihnen die Bewohner der Gegend dort feindlich gesinnt seien. Wie auch bei früheren Malen beruhigte der Dr. durch Zureden und Drohungen und man erreichte den Platz, ohne weitere Schwierig-

keiten. Ein Teil der Gesellschaft hatte um auf einem Höhenrücken entlang gehen zu können, einen größeren Umweg machen müssen und kam etwas später nach dem Lagerplatze, wie die beiden Europäer mit dem notwendigsten Gepäck. Von den Dorfbewohnern ließ sich keiner sehen. Alles erschien wie ausgestorben. Die Reisenden beschlossen, unmittelbar am Fluß auf einer kleinen Sandbank zu lagern. Sie sandten den Koch hinauf ins Dorf, um nach dem Rest der Expedition Ausschau zu halten. Der Koch fand die eingeborenen Träger mit den Dorfbewohnern schmausend und trinkend. Das kam ihm verdächtig vor, er meldete es unten und fragte, ob er die Gewehre aus dem Gepäck nehmen solle. Dr. Brunhuber hielt sein Mißtrauen für unbegründet, weigerte sich, ein Gewehr zu nehmen und verbot auch dem Koch, sich zu bewaffnen.

Der Dr. machte seine Notizen und schrieb auch noch den ganzen Abend, während Herr Schmitz die anderen Arrangements traf. Am nächsten Morgen nach dem Frühstück, das der indische Koch wie gewohnt zubereitet hatte, stellten sich denn allmählich die Eingeborenen wieder ein. Der Dr. empfing sie freundlich und bot ihnen kleine Geschenke an, wie Nadeln und Zwirn, Nägel, Brillen und kleine Spielsachen, die zu diesem Zwecke mitgenommen waren und manches Mal von großem Nutzen gewesen waren. Die Leute schienen auch sehr damit zufrieden, brachten einige Eier, ein Huhn, Reis und Maiskuchen, welche Sachen der Koch zum Einpacken erhielt. Einer der Eingeborenen wollte den Inhalt einer Patronenkiste sehen, in denen sie, nach Aussage eines der Tengyueh-Kulis Silber vermuteten, was der Dr. ihm verweigerte. Ob nun dies die Veranlassung gewesen oder die Leute schon mit der Absicht, einen Überfall auszuführen gekommen waren, kurz und gut, bald darauf ergriff einer der Männer einen Speer und durchstach Herrn Schmitz, der etwas abseits stand und zusah, die Brust. Er fiel gleich tot hin. Wie der Dr. dies sah, versuchte er sich zu ihm durchzuschlagen und wollte seinen Revolver, den er in der Tasche hatte, herausziehen. Doch es war bereits zu spät. Ein anderer der Dorfbewohner erschlug ihn mit einem großen Messer durch einen Schlag über den Kopf. Er konnte sich nicht weiterwehren. Die beiden Leichen wurden dann in den Fluß geworfen.

Der indische Koch, der wie er selbst sagt, zitternd und ratlos dabei stand, wurde von einem Manne von hinten ergriffen und an einen Baum gebunden. Der Tengyueh Kuli wurde von einem mit einem Gewehr spielenden Chinesen in den Kopf geschossen. Wegen Unkenntnis des Verschlusses konnte der Mann dann trotz verschiedener Versuche nichts weiter mit der Waffe anfangen. Inzwischen kam der andere Kuli, der nach verlaufenen Pferden ausgesandt war, wieder zurück. Um seine Ankunft anzumelden, feuerte er von der Ferne einen Signalschuß. Sobald die Räuber dies hörten, schlichen sie sich an ihn heran und nahmen auch ihn gefangen *).

———————

*) Etwas anders schildert der britische Konsul in Tengjueh A. Rose auf Grund seines Materials die Vorgänge bei der Ermordung:

„Ich habe selbst die Verhandlungen im Gericht geführt und mache mir nach den verschiedenen Verhören etwa folgendes Bild:

Die beiden deutschen Forscher erreichten O-ma-ti am 13. oder 14. des 12. Monds letzten Jahres. (ca. 5. Jan. 1909) Hier mieteten sie 12 Träger, die sich anscheinend gegen die Reisenden verschworen hatten. Zwei Leute darunter hießen Futzum und Apu. Diese veranlaßten am folgenden Tage das Zurückbleiben zweier Ponies. Die Maultiertreiber wurden zurückgesandt um die verlorenen Tiere wieder zu holen, doch die beiden wurden von der Dunkelheit überfallen und konnten nicht zu ihren Herren zurückkommen. Die Kolonne erreichte schließlich eine Sandbank, wo die Träger sich weigerten weiter zu gehen und ihre Lasten einfach hinwarfen. — Sie gingen hinauf in das Dorf und ließen die beiden Deutschen und den Indier allein auf der Sandbank. Früh am nächsten Morgen kamen die O-ma-ti-Träger mit verschiedenen Leuten aus Lao-wu und den Naba-Dörfern herunter, und einer der Eingeborenen bot den Reisenden Eier und Reis zum Verkauf an. Als die Deutschen sich die Lebensmittel betrachteten, wurden sie plötzlich von zwei Trupps der Lutzus umzingelt, niedergehauen und getötet. Der Indier stand etwas abseits und war mit dem Packen des Gepäcks beschäftigt. Als er sah was geschah, und von der wilden Gesellschaft erschreckt, bat er um sein Leben. Die Bewohner von Naba führten ihn alsbald fort in ihr Dorf, wo sie die Beute verteilten und das Geld für sich selbst behielten. Einen anderen Teil des Gepäcks der Reisenden nahmen die O-ma-ti-Leute mit sich. Einer der Maultiertreiber wurde getötet und der andere als Sklave verkauft."

Ganz dem widersprechend lautet die Darstellung, die Pater Mombeig von der französischen Mission in Weishi gibt. Seine Schilderung stützt sich anscheinend auf die Aussage des ebenfalls später befreiten chinesischen zweiten Kuli — der nach der Darstellung des indischen Kochs aber im Augenblick des Überfalls noch abwesend war. Darnach wäre Dr. Brunhuber, der um sich zu waschen nahe an das Flußufer gegangen war, als er den Überfall auf Schmitz sah, (verwundet?) in den Fluß gesprungen.

Alle Sachen wurden von den Eingeborenen unter sich verteilt. Die großen wollenen Schlafdecken in Stücke geschnitten und einzeln weggegeben. Dann zerstreuten sich die Eingeborenen, nicht ohne den an einen Baum gebundenen indischen Koch noch vorher als Zielscheibe ihrer Pfeile zu benutzen. — Durch vier große Wunden und den Blutverlust wurde der Mann ohnmächtig und die Männer verschwanden, wahrscheinlich in der Annahme, daß er tot sei. Das dicke Zeug und die großen Knöpfe der Jacke hatte die Wucht der Pfeile jedoch gemindert. Er wurde nachher von den Frauen, die durch sein Schreien herbeigelockt waren, wieder losgemacht und seine Wunden mit Kräutersäften behandelt. Zwei Monate wurde er behandelt. Nachher wurde er zur Feldarbeit verwandt, und mußte den Frauen beim Gartenbestellen, Holzspalten usw. helfen. — Er erzählt auch, daß er gefragt sei, ob er nicht eine dort heiraten wolle. Er habe ihnen aber gesagt, daß er Frauen und Kinder in Rangoon habe. Sie hätten gelacht, ihn aber damit zufrieden gelassen. Die Frauen sähen dort grad wie Affen aus. Trügen einen kurzen Schurz, eine Jacke und ganze Ketten von unechten Steinen um Kopf und Stirn. Alle hätten ganz schwarze Zähne. Nach einiger Zeit sei der Häuptling ins Haus gekommen und habe ihn von den Leuten, wo er bisher gearbeitet habe, fortgenommen. Dann habe er sehr schwere Arbeit tun müssen, wie Steine brechen und sammeln zum Häuserbau.*)

Nach den weiteren Berichten erscheint es, daß der Häuptling dann die Nachricht einer herannahenden Strafexpedition, die inzwischen auf Veranlassung der Behörden die Gegend durchstreifte, erhielt. Jedenfalls wurde der Indier eines Tages in aller Eile fortgeschleppt. Unterwegs wurden sie aber von den herankommenden Soldaten überrascht, der Koch wurde befreit und nach Weihsi zurückgeschickt. Die Soldaten gehörten zu

---

Sein Körper wurde am nächsten Morgen noch lebend an einer Sandbank etwa eine Meile abwärts gefunden, und dann von den Barbaren, wie schon der Leichnam Schmitz' ins tiefe Wasser geworfen.

*) Von der häuslichen Lebensweise dieser noch vollständig unbekannten Stämme gibt der schon erwähnte englische Konsul A. Rose, auf Grund der Angaben des Kochs und des Obersten Chiang (s. u.) folgendes Bild:

„An Früchten ziehen sie Mais, Reis und Bohnen in den Bergen,

der von Tengyueh aus gesandten Abteilung. Sie haben das Dorf überfallen, nicht ohne anscheinend auf heftigen Widerstand zu stoßen. Die Ansiedelung ist jedoch niedergebrannt, die meisten Männer getötet und neun gefangen genommen. Eine weitere Abteilung, die auf die Stelle des Überfalles von Norden zuzog, nahm den Ältesten des Dorfes gefangen, tötete ihn und brachte dem Mandarin in Weihsi als Zeichen des Geschehenen Nase und Ohren des Getöteten.

Tabak in den warmen Flußtälern. Mohn, Opium und auch Tee sind ihnen unbekannt, dagegen kennen sie Knoblauch, Pfeffer und mehrere Gemüsearten, auch ziehen sie Obstbäume um ihre Hütten. An Haustieren finden sich Ferkel, Ziegen, Schafe, Hunde und Rindvieh, sie essen aber nur das Fleisch der Schweine; Salz besitzen sie nicht. Sie wohnen in großen Bambushütten, die in 4 Gemächer zerfallen, von denen eins den Frauen zugeteilt ist, die Häuser sind auf Pfeilern erbaut, der Raum darunter dient als Viehstall.

Die Frauen verrichten die Feldarbeit, kochen und verarbeiten eine Art groben Hanf. Die Pflanzen werden zuerst mit Holzasche aufgekocht um die Fasern zu erhalten, aus ihnen weben sie dann lange Röcke für Männer. Außer diesen Kleidungsstücken tragen die Männer noch kurze Hosen; Schuhe und Strümpfe sind unbekannt. Als Schmuck der Männer dienen silberne, häufig mit Steinen verzierte Kettchen, die sie über die Ohren hängen; auch durchbohren sie die Ohrlappen und tragen je nach ihrem Reichtum Golddraht, Silberdraht oder Ebenholz darin. Sie sind bartlos und bis auf einen kurzen Schopf am Hinterkopf meist kurz geschoren. Die Frauen tragen ein enges Mieder mit langen Ärmeln, dazu einen kurzen Rock. Ihren einzigen Schmuck bilden silberne Ohrringe mit Anhängseln und ein Leinenturban, an der Vorderseite mit Silber- oder Muschelschmuck geziert; dazu Bambusringe um die Beine.

Ihre Religion scheint eine Art „Nât"-Kultus (?) zu sein, sie halten zu Hochzeiten und Geburtstagen wilde Tänze ab, die sie mit Guitarren- und Bambusflötenmusik begleiten.

Lampen und Kerzen fehlen; zur Nacht sitzen die Männer ums Feuer, beschmieren ihre Gesichter mit Fett und Asche, trinken schweigend ihren Reisschnaps und sinnen auf Raub und Mord.

Die Nachbardörfer leben fast immer wegen Viehraubes in Fehde. Die Männer streifen durch die Dschungeln, um den wehrlosen Reisenden auszuplündern oder bei den Chinesen einzubrechen, die an den Grenzen dieses ungastlichen Landes wohnen.

Ihre Waffen bilden Armbrüste mit vergifteten Pfeilen, Schwerter und Speere. Dazu tragen sie rindslederne Schilde und Helme aus Wildshaut, an denen die Pfeile abgleiten.

Es sind große, kräftig gebaute Burschen, deren gemeines und rohes Gesicht durchaus dem schlechten Ruf entspricht, in dem sie stehen."

Vergl. auch den folgenden Bericht des Oberst Chiang.



II.

Verlauf der nach Weihsi gesandten Restexpediton.

Die Leitung der Maultierkarawane, welche nach Weihsi am oberen Mekong marschieren und die übrige Expedition dort erwarten sollte, hatte Dr. Brunhuber dem chinesischen Boy Hannes (Kuo Tsaihsing) anvertraut. Über die Ausführung seines Auftrags gab Hannes nach seiner Heimkehr dem deutschen Generalkonsulat in Shanghai folgendes zu Protokoll:

„Am 21. Dezember erhielt ich von Dr. Brunhuber Instruktionen, mit dem größten Teil des Gepäcks auf 13 Maultieren verpackt, mit drei chinesischen Pferdejungen und einem in Chengka angestellten Führer nach Weihsi zu marschieren und dort auf den übrigen Teil der Karawane, bestehend aus den beiden Deutschen, dem indischen Koch, einem Führer, 2 Pferdejungen, 18 Tragkulis und 4 Pferden zu warten. Dr. Brunhuber gab mir ungefähr 117 Taels in Silber und 317 indische Rupies in Münze. Ich hatte Auftrag, 2 Mafus und den Führer in Weihsi abzulöhnen und nach Chengka zurückzuschicken. Der übrige Mafu sollte die Maultiere beaufsichtigen und mit mir die Ankunft der übrigen Mitglieder der Karawane erwarten. Dr. Brunhuber hatte mir ferner gesagt, daß, falls er nach einem Monat nicht in Weihsi eingetroffen sei, ich 2 weitere Monate warten solle. Falls nach Verlauf von 3 Monaten kein Lebenszeichen von ihm bekannt werde, solle ich mich an die chinesischen Behörden wenden und ihn durch chinesisches Militär suchen lassen. Eventuell sollte ich noch weitere 3 Monate (also im ganzen 6 Monate) warten und dann alles verkaufen und den Erlös bei dem kaiserlichen Konsulat in Rangoon einzahlen.

Am 21. Dezember 1908 marschierte ich von Chengka ab. Die Gegend ist gebirgig und wir hatten viel Schnee. Nach 25 Tagen (also gegen den 15. Januar 1909) kamen wir ohne jeden Unfall in Weihsi an, wo ich in einem chinesischen Gasthaus namens Han Chia Unterkunft fand und die Mafus und den Führer auftragsgemäß ablöhnte. Der Führer erhielt 3 tiao pro Tag, zusammen 7 1/2 Taels; die Mafus hatten seit Tengyüeh jeder nur 5 Rupies Vorschuß erhalten. Ihr Lohn betrug 20 Rupies pro Monat und ich zahlte ihnen zusammen 35,60 Taels. Der in Weihsi verbleibende Mafu erhielt ebenfalls pro Monat 20 Rupies. Für Unterhaltung der Tiere hatte ich im Gasthause pro Stück und Tag 10 Cash zu zahlen.

Nachdem ich in Weihsi 3 Monate und 8 Tage gewartet hatte, wurde mir eines Morgens von einem Chinesen erzählt, daß gestern eine Karawane, die zwischen Yaba und Weihsi Handel treibe, in Weihsi eingetroffen sei und das Gerücht verbreitet habe, daß in der Nähe von Yaba 2 reisende Europäer ermordet worden seien, und daß der Karawane europäische Gegenstände und Schußwaffen von Leuten aus dieser Gegend zum Kaufe angeboten worden wären.

Ich wandte mich sofort an den chinesischen Beamten und bat ihn, dem englischen Konsul in Tengyüeh als den nächsten europäischen Beamten den Fall mitzuteilen. Der Chinese lehnte dies Ansuchen jedoch, da es sich einstweilen um ein bloßes Gerücht handelte, mit dem Bemerken ab, daß er erst Soldaten nach dem angeblichen Tatorte senden müsse, um sich von der Richtigkeit der Angaben zu vergewissern. Nachdem ich 2 Tage gewartet hatte, kam morgens 5 Uhr der französische Missionar Monbeig aus dem 2 Tagereisen entfernten Orte Hsiao Weihsi zu mir und erzählte mir, daß nach ihm zugegangenen Nachrichten die Herren Dr. Brunhuber und Schmitz unzweifelhaft ermordet seien. Wir beide begaben uns zu dem chinesischen Beamten, dem oben erwähnten Magistrat, der dann mit einem Militärmandarin zu meinem Gasthause kam und dort die den fremden Reisenden gehörigen Kisten, zu denen ich die Schlüssel hatte, amtlich versiegelte. Es wurde dann an den englischen Konsul in Tengyüeh telegraphiert. Da Weihsi keine Telegraphenstation hatte, mußte ein Bote ein Tele

gramm nach dem 7 Tagereisen entfernten Talifu bringen. Nach einem Monat traf eine Antwort aus Tengyüeh ein, wonach ich aufgefordert wurde, alle der Expedition gehörigen Sachen dem französischen Missionar auszuhändigen. Ich kam diesem Ersuchen nach und gab sämtliche Effekten sowie 11 Maultiere dem Franzosen. Ich selbst behielt für die Rückreise für mich und den indischen Koch, der inzwischen in Weihsi eingetroffen und im Magistratsyamen einquartiert worden war, 2 Maultiere sowie den Rest des von Dr. Brunhuber erhaltenen Geldes, nämlich 38 Taels und 317 Rupies. Der Koch war schwer krank und ich mußte mehrfach Medizin für ihn kaufen. Zum Unterhalte zahlte ich ihm täglich 300 Cash. Der Magistrat wollte uns nicht gestatten, Weihsi zu verlassen, bevor nicht die Soldaten von dem Tatorte zurückgekehrt waren und die Untersuchung der Angelegenheit beendet war. Wir mußten infolgedessen noch einen weiteren Monat in Weihsi bleiben, so daß ich alles in allem 6 Monate in Weihsi gewesen bin.

Mitte Juli 1909 kehrten die ausgesandten Soldaten zurück und brachten eine Anzahl von wiedererbeuteten Gegenständen, darunter einen zerbrochenen Photographieapparat, 2 Pferdesättel, 1 Petroleumlampe, 1 Ledertasche, 1 Stück Landkarte, 2 Bücher und 1 Pferd. Ich gab dem Beamten eine Quittung über diese Gegenstände und reiste mit dem indischen Koch und dem Mafu nach Tengyüeh, wo wir nach 23 Tagen ohne Unfall eintrafen. Ich händigte die der Expedition gehörigen obenerwähnten Sachen nebst Pferd und Maultieren sowie das noch vorhandene Geld mit 247 Rupies dem englischen Konsul aus. Auf Veranlassung des Taotais und des Konsuls hatten der indische Koch und ich noch 1 Monat und 5 Tage in Tengyüeh zu bleiben, bevor ich 47 Rupies zur Heimreise nach Rangoon bekam. An letzterem Platze mußte ich abermals 3 Wochen auf Passagegelegenheit nach Penang warten. Während dieser Zeit hat das deutsche Konsulat für mich gesorgt, da ich ohne jede Mittel war."



III.

Bericht der chinesischen Strafexpedition I.

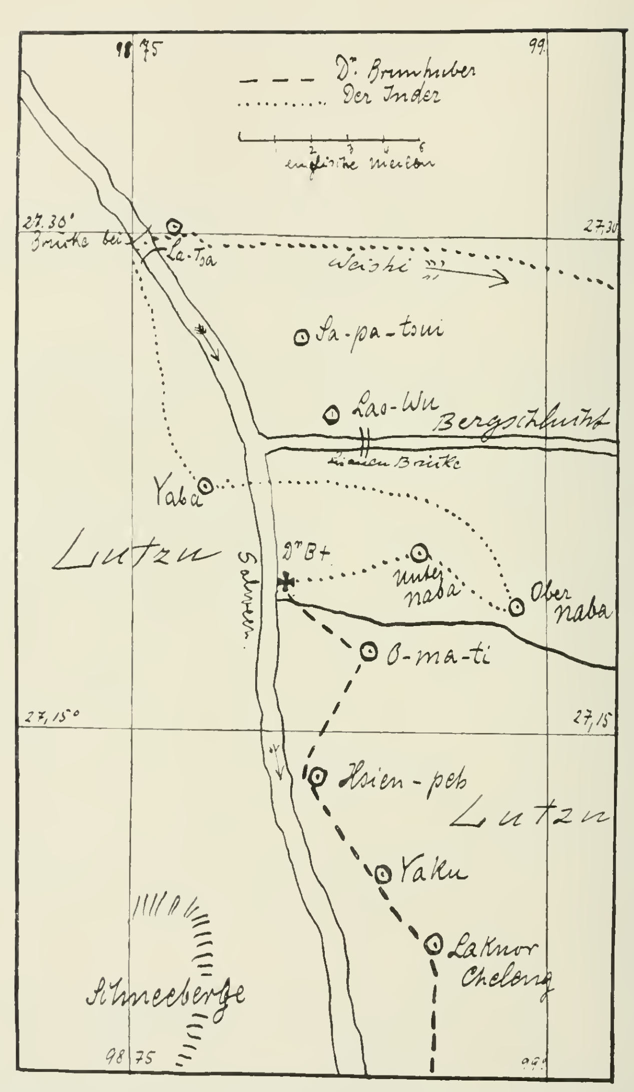
Aus dem Bericht des britischen Consuls Mr. Rose an Sir John Jordan; datiert Tengueh, 14. VII. 1909.

Ich hatte heute den Besuch des Obersten Chiang, der auf den Spuren der deutschen Reisenden Dr. Brunhuber und Herr Schmitz den Salween hinauf vordrang und dem die Gefangennahme von 9 Leuten der schuldigen Dörfer geglückt ist.

Der Oberst ist ein tätiger und intelligenter Mensch und hat ohne Zweifel ein schwieriges Unternehmen mit Mut und Erfolg durchgeführt. Er hat mir eine Aufzeichnung über das Land zwischen den Breitengraden 26 und 27 gegeben und ich habe, da dies ein bisher unbekanntes Gebiet ist, eine Skizze aufgezeichnet, die etwa die Route zeigt, die die beiden Deutschen genommen haben und die Stelle, wo sie ermordet wurden. Mr. Litton drang seiner Zeit im August 1905 bis Lomade vor und taxierte seine Position auf 26° 55′ Grad Breite. O-ma-ti, Shi-yueh-liang und Pai-ka-le sollen nur 5 Tagemärsche von einander in ³/₄ nördlicher Richtung sein, und da Pai-ka-le auf Breite 28 angegeben wird, habe ich meine Aufzeichnungen auch auf diese Zahlen basiert.

Nach Oberst Chiangs Bericht ist das Land angefüllt mit dichtem tropischen Dschungel, die Wege sind schlecht, von zähen Lianen bewachsen und Moskitos und andere Insekten sind zahlreich und bösartig. Jedenfalls ist dies der Grund für das häufige Auftreten von Fieber, worunter die Expedition gelitten hat.

Er verließ Tengyueh mit nur etwa 20 Mann, zu denen sich jedoch nach Grenzgebrauch etappenweise ansässige Krieger gesellten, so daß er zu einer Zeit eine sehr ansehnliche Abteilung



Kartenskizze nach Rose, auf Grund der Angabe der Strafexpedition

hatte, die sich aus „weißen“ Lisos zusammensetzte, deren Land sich bis Hsia-ku-de ausdehnt (26° 25′ Grad nördl. Breite) und die den von der chinesischen Regierung anerkannten Ältesten oder Häuptlingen Gefolgschaft schulden. Jenseits dieses Punktes leben die „schwarzen“ Lisos, die absolut unabhängig sind.

Fünf Tage lang von Chengka nach Lomade war ein Beschaffen von Lebensmitteln unmöglich. Bei Lomade kreuzte man den Fluß auf einer einfachen Taubrücke und man erhielt Reis und Mais. Aber auch das letzte der Pferde mußte zurückgelassen werden, da der Weg für Tiere unpassierbar wurde. Hier weichen die „schwarzen“ Lisos den noch wilderen Lutzus oder A-nungs und das Land wird als äußerst wild und unpassierbar beschrieben, mit steil auf beiden Seiten aufsteigenden schneebedeckten Bergen. Drei Tage setzte Chiang seinen Marsch so fort, nach und nach kehrten die jeweils in den verschiedenen Dorfschaften ausgehobenen Hilfstruppen wieder in ihre Heimat zurück, bis er bei seiner Ankunft in Ya-ku nur noch 15 seiner eigenen Leute hatte, da 5 bei dem jeweils zurückgelassenen Gepäck geblieben waren. Er drang jedoch weiter mit seiner kleinen Abteilung vor und erhielt schließlich die Bestätigung, daß die Bewohner von Lao-wu und O-ma-ti, durch die Lutzu-Träger der beiden Reisenden aufgestachelt, diese angriffen und dann ermordet hatten, im Glauben, daß in dem Gepäck Silber enthalten sei. Seine Instruktionen waren die Mörder lebendig zu fangen. Am frühen Morgen wurde das Dorf umzingelt, und seine Leute gingen vor ohne zu feuern.

Sie wurden jedoch schnell entdeckt und eine Masse von vergifteten Pfeilen zeigte ihm, daß sich die Leute nicht ohne Kampf ergeben würden. Da sich die Dorfbewohner in großer Übermacht sammelten, und er mit der geringen Anzahl seiner Macht rechnen mußte, befahl er seinen Leuten das Feuer zu eröffnen.

Mehrere der Verteidiger wurden getötet und 9 zu Gefangenen gemacht. Obwohl er die Gefangenen mit sich schleppen mußte, setzte der Oberst die Verfolgung der Eingeborenen fort, die aus dem Dorfe flohen, von wo er sie in eine Schlucht drängte, die durch eine Lianenbrücke überbrückt wurde. Die Lutzus überschritten die Brücke, schnitten sie hinter sich ab, wodurch die Ver-

folgung behindert wurde. Oberst Chiang hatte 9 Leute zu Gefangenen gemacht, war am Fuße verwundet worden, verschiedene seiner Leute hatten auch Verletzungen erhalten und da er es für unmöglich hielt, mit seiner kleinen Abteilung ohne Verpflegungsmöglichkeit weiter in dies wilde Gebiet vorzudringen, kehrte er mit seinen Gefangenen um und erreichte Tengyueh wieder am 18. des 5. Monds. (30. Juni.)

Nach dem Gefecht mit den Lutzus fand Oberst Chiang im Hause des Futzus — des Mannes mit der Narbe im Gesicht — einen großen Teil der Effekten der Ermordeten, auch trug dieser



Die Mörder in der Gefangenschaft

Mann einen europäischen Gürtel und ein Schwert bei seiner Gefangennahme. Ich verstehe, daß der Indier mit dem Identifizieren dreier der wirklichen Teilnehmer an dem Morde nicht ganz seiner Sache sicher ist. Ich würde jedoch nicht zu viel Gewicht auf diesen Punkt legen, denn der ganze Überfall scheint nur einige Minuten gedauert zu haben. Eine Menge Menschen stand am Ufer und man kann nur annehmen, daß der Mann bei der Ermordung seiner Herren vor seinen Augen sehr aufgeregt war, wo ihm jeden Augenblick dasselbe Schicksal blühen konnte. Es sollte mich daher nicht wundern, wenn er nicht imstande ist,

die Mörder mit Bestimmtheit zu identifizieren. Obwohl die Genauigkeit des Protokolls hier etwas zu wünschen übrig läßt, so stimmen die Aufzeichnungen doch im allgemeinen mit den Tatsachen überein, die meine Verhöre ergeben haben. Die Verschwörung scheint durch die O-ma-ti-Träger angezettelt zu sein; sie entführten die Ponys und entfernten dadurch die Maultiertreiber, die auf die Suche gingen. Sie nahmen tätlichen Anteil an dem Überfall, unterstützten teils den Angriff, teils fielen sie über die Beute her. Ein anderer Teil stand als Zuschauer dabei. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, dem General-Gouverneur von Yunnan-Fu einen Bericht über die oben angeführten Tatsachen einzusenden.

Noch vor der Rückkehr des Obersten Chiang berichtete ein Telegramm von Weihsi, daß ein indischer Koch und ein chinesischer Maultiertreiber von den Lutzus in Gefangenschaft gehalten würden. Ich drahtete sofort Instruktionen, daß keine Mühen gescheut werden sollten, um den Indier zu befreien und der Mann hat nun inzwischen Tengyueh wohlbehalten erreicht. Eine weitere Abteilung Soldaten wurde auch von Weihsi abgesandt, mit dem Befehl, nach Naba vorzudringen. Sie fanden 2 Sättel und einige andere Habseligkeiten der beiden Reisenden wieder, töteten auch zwei Eingeborene, von denen der eine der Häuptling gewesen zu sein scheint, da er ein Band oder sonstiges Ornament von weißer Wolle auf dem Kopfe trug. Wahrscheinlich ist er der Mann, der den Indier in Gefangenschaft hielt. Einer meiner Leute beschrieb dem Indier den Mann, als sie sich trafen und dieser schien sehr erfreut. Er war auch sehr ausgelassen, als er die beiden Sättel und einige andere Sachen in Tengyueh wiedersah.

Es scheint mir sicher zu sein, daß die Gefangenen von O-mati zu den bei der Ermordung tätigen Eingeborenen gehören. Ich kann nur bedauern, daß der Naba-Häuptling nicht lebendig in unsere Hände gekommen ist, aber es darf nicht vergessen werden, daß Oberst Chiang nur eine kleine Abteilung zur Verfügung hatte und er sich in sehr schwierigem Terrain befand; er war aber erfolgreich im Niederbrennen der Dörfer und ein Teil der schuldigen Bewohner mußten bei dem Überfall das Leben lassen.

Der Beamte Sung wurde dann von Weihsi gesandt, um den Indier auszulösen und hat diese Aufgabe erfolgreich durchgeführt. Zwei weitere Abteilungen unter Lo und Hsiang wurden ebenfalls ausgesandt, um die Dörfer zu umzingeln und weitere Gefangene zu machen, doch die Bewohner flohen über den Fluß.

Über 10 Leute der Lutzus wurden getötet. Ich habe ihre Namen festgestellt und finde, daß etwa die Hälfte zu den Mördern gehören.

Oberst Chiang hat auf der Expedition viel ertragen müssen, auch die Ältesten von Lao-wo, Mao-chao und Lueh-ku nahmen kräftigen Anteil an der Erledigung der Angelegenheit. Eine weitere Abteilung ist noch unterwegs auf der Suche nach Leuten, die auf das westliche Ufer des Salween geflüchtet sind. Falls welche gefangen werden, so kommen sie hierher.

IV.

Strafexpeditionsbericht II.

Auszug aus dem Brief des Taotai Liu an den Konsul A. Rose in Tengjueh.

Lieber Herr Rose! Ich erhielt dankend Ihren Brief vom 16. August, in dem Sie die Aussagen des indischen Kochs mit Bezug auf die Ermordung der beiden deutschen Reisenden amtlich weitergeben. Nachstehend gebe ich Ihnen nun eine Beschreibung der Tatsachen, wie sich der Fall nach den hier erhaltenen Erkundigungen zugetragen hat.

Am 18. des dritten Monds beauftragte ich den Obersten Chiang, sich mit 20 Mann auf den Weg zu machen, den Spuren der Reisenden zu folgen und genaue Informationen einzuholen. Zu gleicher Zeit wurde der Unterpräfekt von Weihsi beauftragt, eine Abteilung zum gleichen Zweck auszusenden.

Oberst Chiang überging den Shwelifluß, ging weiter nach Chengka am Salween und drang durch das von den Ältesten von Mao-chao, Lao-wo und Lueh-ku verwaltete Gebiet nach Norden vor. Alle diese Distrikte lieferten Leute, die sich der Expedition anschlossen, der Älteste von Lao-wo selbst begleitete den Obersten Chiang, da sein Gebiet am nächsten bei dem Platze war, an dem das Unglück sich ereignet haben sollte.

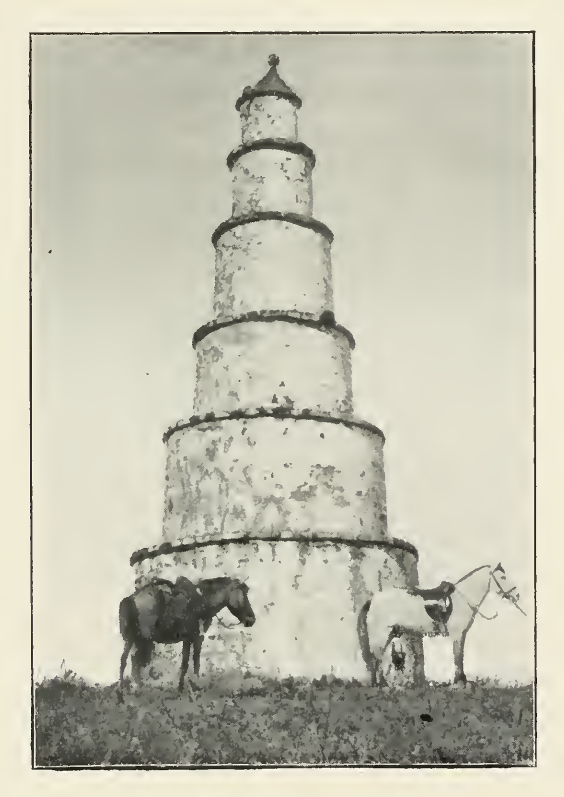
Bis nach Laohiuoli ging die Kolonne an der linken Seite des Salween nordwärts vor. Dort kreuzten sie über eine Seilbrücke den Fluß und gelangten zu dem Dorfe Lo-ma-do am östlichen Ufer. — Hier boten sich der Expedition ernstliche Terrainschwierigkeiten, die Pferde mußten zurückgelassen und die Reise zu Fuß fortgesetzt werden. Lebensmittel waren nicht erhältlich, doch weiter nordwärts drang man vor. Hier verlautete, daß die Ermordung von den deutschen Reisenden durch Leute der Dörfer

O-ma-ti, Lao-wu und Ober- und Unter-Naba verübt sei. Oberst Chiang drang bis O-ma-ti vor und forderte, die Leute des Ältesten als Dolmetscher benutzend, die Bewohner der Dörfer zur Herausgabe der Gefangenen auf. Die Auslieferung wurde verweigert. Er umzingelte Ober-Naba, wo der indische Koch als Gefangener gehalten zu sein scheint, den man beim Herannahen der Expedition entfernt hatte. 30—40 Eingeborene setzten sich zur Wehr und es blieb dem Obersten nichts weiter übrig, als von den Feuerwaffen Gebrauch zu machen. 5 bis 6 der Verteidiger wurden erschossen und die Häuser nach der Flucht der Bewohner angezündet. Chiangs Abteilung war jedoch nur klein, der Vormarsch infolge des unwegsamen Terrains sehr schwer, und weitere Gefangene konnten nicht gemacht werden. Er wandte dann seinen Marsch auf O-ma-ti und fand dort erheblichen Widerstand. Er umschloß das Dorf, in dem sich etwa 100 Mann gesammelt hatten, die sich mit Bogen, Feuerwaffen und Schwertern zur Wehr setzten. Zwei bis acht der Verteidiger fielen. Er rückte vor, nahm weitere neun gefangen, zog sich jedoch schleunigst zurück, weil er einen mit großer Übermacht auszuführenden Angriff zur Befreiung der Gefangenen befürchten mußte. Er gibt zu, daß sechs unter diesen an einer direkten Beteiligung bei der Ermordung der Reisenden unschuldig sein müssen; doch glaubt er, daß die anderen drei mit Hand angelegt haben, umsomehr, da ein Versuch von den Lutzus gemacht wurde, diese gegen den indischen Koch und den gefangenen Pferdeknecht auszulösen.

Chiang scheint nach diesen Ereignissen geglaubt zu haben, daß er seine Pflicht als Soldat getan hatte, er zog sich zurück und überließ die weiteren Unterhandlungen zur Auslösung der Gefangenen den Zivilbeamten, die ihre Abteilungen bei Weih-si sammelten. Obwohl ein anderer Oberst mit einer ähnlichen Abteilung wie der Chiangs den Befehl hatte, Weihsi zu verlassen und ihm am Nordende des Flusses zu treffen, so scheint es doch, daß sich kein Zivil- noch Militärbeamter über den Mekong gewagt und noch viel weniger die Schneepässe des Salween-Tales zu betreten sich entschlossen hat. Ohne den Mut und die Ausdauer des Tengyueh-Obersten, würden wir also nur wenig

mehr wie durch Hörensagen von diesen Gegenden wissen, die das Ziel dieser deutschen Reisenden gewesen sind.

Ich kann noch erwähnen, daß Oberst Chiang von mütterlicher Seite etwas „wildes" Blut haben soll und seinem kühn geschnittenen Gesicht, seiner schlanken Haltung nach zu urteilen, halte ich es für sehr wahrscheinlich, daß im Laufe seiner Dienstzeit als Grenzbeamter seine Verwandtschaft mit den verschiedenen Stämmen eine sehr wertvolle Hilfe für ihn gebildet hat.



Westchinesischer Tempel

Oberst Chiang gab einige sehr interessante Informationen in Bezug auf die Stämme, die diese abgelegenen Gegenden bewohnen, soweit ich nach der Sprache der Leute urteilen kann, hat er die Gebiete der Lisos richtig getrennt von denen der Lutzu's, einem Volksstamm, über den bisher so gut wie nichts bekannt ist. Er beschreibt die letzteren als große, kräftig gebaute mit Speeren

und Bogen bewaffnete Leute, deren Pfeile stark vergiftet sind. Sie tragen lange, bis zu den Fersen reichende hänfene Röcke, Hüte aus Wildschweinleder und mit Ochsenhaut überzogene Schilder, die einen Pfeil aus seiner Bahn bringen. Ihre Dörfer sind von vergrabenen Barrikaden, angespitzten Bambusstöcken umgeben. Bei seinem Angriff auf Omati durchdrang eine dieser Stangen Oberst Chiangs Strohsandale und stach in den Fuß. Da er befürchtete, daß die Spitze vergiftet sei, nahm er kurz entschlossen sein Schwert und schnitt tapfer den verletzten Teil ab. Und ich glaube, daß er nicht ohne Stolz sich hernach bei der Rückkehr meldete, um seine Wunde reinigen und verbinden zu lassen.

Nach dem Ergreifen der Gefangenen wandte sich die kleine Kolonne wieder auf alter Fährte dem Salween zu, schlug sich dann seitwärts durch über die Berge nach Ying-pan-kai am Mekong, von wo sie ohne einen Mann verloren zu haben nach Tengyüeh zurückkehrten. Bei den Mühen, denen sich die kleine Truppe zu unterziehen hatte, den Entbehrungen eines forcierten Marsches durch das Salween-Tal, das schon so die Chinesen erschauern macht, eine brave Leistung. Und dabei waren noch die Gefahren durch die große Hitze und frühe Sommerregen verschlimmert.

Die wiedergefundene Karte habe ich nicht gesehen, da sie in den Händen des Tengyüeh Taotais sein soll, aber sie wird mir als der Davies „Junnan" ähnelnd beschrieben.*) Es ist daher zu fürchten, daß die wertvollen wissenschaftlichen Arbeiten der Reisenden verloren oder vernichtet sind. Unter diesen Umständen habe ich mein Bestes getan, um eine Idee von dem Lande zu bekommen, durch das die beiden Reisenden ihre gefahrvolle Reise gemacht haben. Ich hoffe, daß diese rohe Skizze in Verbindung mit den Bemühungen der beiden tapferen Forscher von

---



*) Von den kartographischen Aufnahmen Dr. Brunhubers ist nur das Routenaufnahmebuch Ia, enthaltend die Tage von 7—13, leider ohne den interessanten Gebirgsmarsch am 12. Dez. ~~verloren gegangen~~. Der Marsch vom 12. befindet sich, wie ein Hinweis besagt, in dem verloren gegangenen Buch I, S. 19. Die geretteten Aufnahmen sind auf einer Spezialkarte am Schluß verzeichnet.

Interesse sein wird. Dem Taotai und dem Missionar Monbeig schlug ich vor Belohnungen auszusetzen für die Einlieferung von Papieren, Karten oder anderen Sachen, die von Wert sein könnten, und ich hoffe, daß weitere Einzelheiten und eine Bestätigung der Angaben von dem indischen Koch der deutschen Expedition zu erhalten sein werden.

Ich gebe obigen Bericht weiter als eine unabhängige Erzählung vom Standpunkte eines chinesischen Beamten.

gez.: Archibald Rose.

Register

Seite

Vorwort von Sven Hedin 7
Was mich nach Tibet zog 13
Briefe 23
Tagebücher 31

Anhang:

I. Weiterer Verlauf und Ende der Hauptexpedition nach Aussagen des indischen Kochs 97
II. Verlauf der nach Weihsi gesandten Restexpedition 103
III. Bericht der chinesischen Strafexpedition I 107
IV. „ „ „ „ II 113

Verzeichnis der Abbildungen

Porträt Dr. Brunhuber . . . . Seite 12
„ Schmitz . . . . „ 22
Rasthaus in Bhamo . . . . „ 24
Einkauf der Pferde . . . . „ 25
Auf dem Marsche . . . . „ 28
Zeltlager . . . . „ 30
Aufbruch von Tengjueh . . . . „ 33
Halt am 29. abends 6 Uhr . . . . „ 34
Reisfelder . . . . „ 36
Eingeborene aus Westchina . . . . „ 38
Beim Tagebuch aufzeichnen in Linjapo . . . . . . „ 43
Chinesische Kulis der Expedition . . . . „ 49
Salweental . . . . „ 53
Einwohner von Kantingkai . . . . „ 55
Ebene am Salween . . . . „ 57
Eingeborene: Karens . . . . „ 58
Tiefe Flußstelle des Salween . . . . „ 61
Fähre bei Lichaba . . . . „ 62
Chinese von Mambun mit Armbrust . . . . „ 65
Schmitz als Expeditionsleiter . . . . „ 68
Landschaft am Salween . . . . „ 69
Liessouleute mit Armbrust . . . . „ 74
Gebirge am Salween . . . . „ 76

Kaschinleute . . . . Seite 82
Salween . . . . „ 85
Liessoufrauen in Dschide . . . . „ 86
Liessouleute in Dschia . . . . „ 87
Fähre bei Chengka . . . . „ 90
Fähre bei Chengka II . . . . „ 91
Salween bei Chengka . . . . „ 92
Kartenskizze . . . . „ 108
Die Mörder in der Gefangenschaft . . . . „ 110
Westchinesischer Tempel . . . . „ 115
Übersichtskarte am Schluß

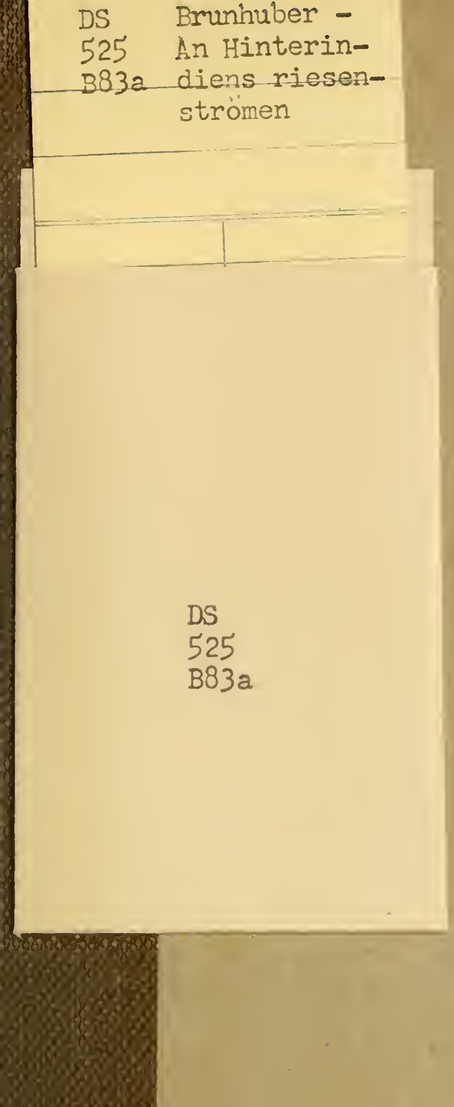



Kartenbeilage zu:
Dr. pert Brunhuber, An Hinterindiens Riesenströmen
Sechs Reisetage von Dr. Brunhuber und Schmitz
am mittleren Salween in Jünnan vom 8. bis 13. Dez. 1908
Nach den einzigen geretteten Tagebuchskizzen Brunhubers
Maßstab 1 : 150000
Kilometer
Salween
Übersicht der Reise von
Dr. Brunhuber und Schmitz
von
Bhamo durch Jünnan nach Omati
Maßstab 1 : 1500000
Kilometer
Höhen in Meter
Zeichenerklärung:
Dr. Brunhubers und K. Schmitz' Reiseweg
Lagerplätze
Eingeborenenhütten
Reisfelder
Grassteppen
T I B E T
Z E - T S C H U A N
J Ü N N A N
B I R M A
Li-tschiang
Ta li
Jung tschang
Teng jüeh
BHAMO
Aus Petermanns Geogr. Mitteilungen
Gotha: Justus Perthes
Berlin-Friedenau: Dr. F. Ledermann
Gezeichnet von C. Schmidt









DS
525
B83a